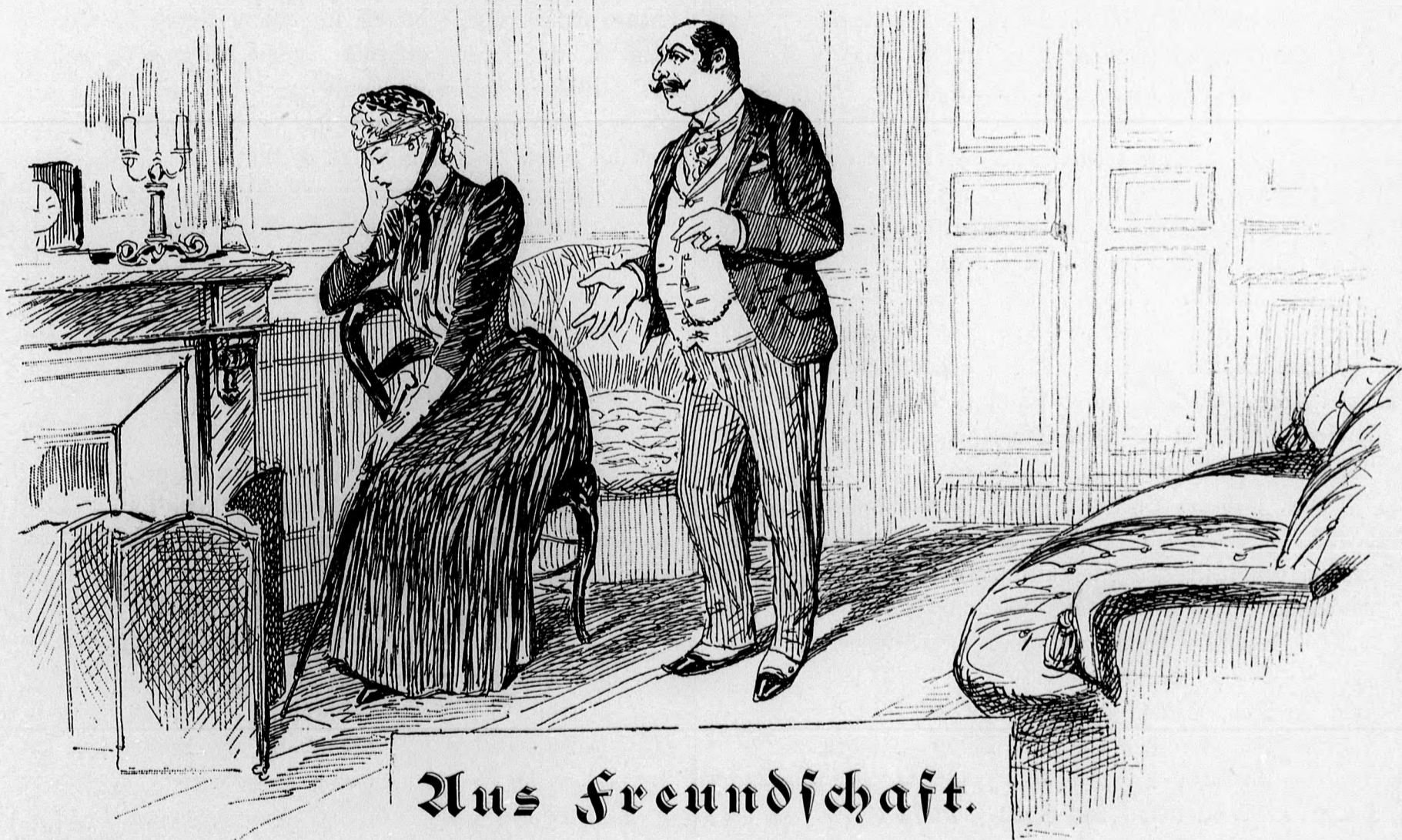




— Erscheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. = 90 Pfenn. —



## Aus Freundschaft.

I.

Der dicke Herr Burckhart war seit sechs Monaten vermählt, als man ihm eines Morgens den Besuch seines Freundes v. Sittig anmeldete. Wie der dicke, brüske, praktische, allezeit geschäftige Burckhart der Freund des kleinen, schwächlichen, schwärmerischen und ein wenig „snob“ angelegten v. Sittig geworden: Das war ein Geheimniß, aber eine Thatsache. Beim Austritt aus dem akademischen Gymnasium hatten sie Freundschaft geschlossen, ihr Freiwilligen-Jahr hatten sie in demselben Regimente abgedient und hatten sich dann zu-

sammen in den Strudel des Lebens gestürzt. Sie waren unzertrennlich geworden, man sah nie den Einen ohne den Andern. Deshalb hatte man sie auch „Vilboquet“ (Fangballspiel) zubenannt; Burckhart war die Kugel, v. Sittig war der Stiel. Und das währte 15 Jahre, das Vilboquet hatte sogar der Ehe Stand gehalten. Als Burckhart heirathete, stellte er v. Sittig seiner Frau vor. Diese kleine Russin mit dem aufgeweckten Geiste gefiel dem Herrn v. Sittig und er fragte sie kurz:

— Freunde?

Worauf sie ebenso kurz erwiderte:

— Freunde.

Und so nahm ihr Leben weiter seinen ruhigen Lauf; v. Sittig kam zum Essen, wenn er nichts Besseres zu thun hatte; Burckharts ließen ihn machen und treiben was er wollte und so waren alle Drei zufrieden, selbst der kleine v. Sittig, der die Gattin seines Freundes die „Prinzessin“ zubenannt hatte. Er wollte sie nicht Frau v. Burckhart nennen; da sie Russin war, mußte sie eine Prinzessin sein. Frau Burckhart ließ es geschehen, denn eine Frau ist immer geschmeichelt, wenn man sie „Prinzessin“ nennt, besonders wenn sie Burckhart heißt, (vom Hause Burckhart und Cie. in Wien, Hamburg, London und Schanghai) und wenn sie sehr hübsch, sehr elegant und sehr geistreich ist.

Als man an jenem schönen Aprilmorgen den Besuch des Herrn v. Sittig ankündigte, hatte Frau Burckhart ein idealisch schönes Hemd von rosa Seide an und plauderte mit ihrem Gatten. Sie plauderten, sage ich; man denke sich nichts weiter dabei. Frau Burckhart lag im Bette und Herr Burckhart frühstückte neben dem Bette. Er war ein musterhafter, treuer und ergebener Gatte. Er liebte seine Frau, sie war die Freude seines Lebens und es fiel ihm nicht ein, sie zu betrügen. Er trank also eben seine Chocolate und dazu die schönen Augen seiner Frau, als die Jose durch die Thüre (weil sie nie eintrat, wenn Herr Burckhart bei seiner Frau war) hereinrief:

— Herr v. Sittig ist im Arbeitszimmer des gnädigen Herrn.

— Oh, in aller Gottesfrüh? rief die Prinzessin.

— Aber, Liebste, wenn Sittig um 10 Uhr kommt, so braucht er sicherlich etwas; einem Andern zuliebe würde er sich zu so früher Stunde gewiß nicht bemühen.

Er küßte die Prinzessin, nahm die Augen mit schönen Sachen voll, über die ich mich hier, bei der Kürze der Zeit in nähere Schilderungen nicht einlassen mag, und ging in sein Arbeitskabinet hinüber, wo er seinen Freund Sittig in einem Fauteuil sitzend, in tiefster Stimmung und mit verzweifelter Miene fand.

Und während Burckhart sich an seinem Schreibpulte niederließ, — einem mit Telephon, Schallrohr und einem ganzen System von elektrischen Glockenleitungen ausgerüsteten, riesigen Möbelstücke, das Schreibpult, Bibliothek und Kasse zugleich war — begann v. Sittig mit gebrochener Stimme zu winseln:

— Mein lieber Burckhart!

— Nun, Sittig?

— Ich habe Dich um einen Dienst zu bitten.

— Ah, man hat Dir im „Klub der Auerhahnjäger“ zur Aber gelassen! Wie viel brauchst Du?

— Ach, laß mich in Frieden! nicht um Geld handelt es sich.

— Ah! Du willst mir Gedichte vorlesen, die Dir heute Nacht gewachsen sind?

— Nein.

— Du heirathest eine polnische Jüdin?

— Laß diese Späße, Theobald!

— Nun denn, höre! Es ist jetzt halb elf Uhr, um Mittag muß ich fortgehen. Wie ich Dich kenne, willst Du mir jetzt eine Vorlesung über Psychologie halten. So fange denn an!

— Mein lieber Freund! . . .

— Nun?

— Ich habe eine Geliebte.

— Das wußte ich.

— Ich liebe sie.

— Umso schlimmer für sie.

— Ich will sie sitzen lassen.

— Umso besser für Dich.

— Und darum . . .

— Nun?

— . . . wollte ich, daß Du ihr Dies sagest.

— Mit Vergnügen! Ich lasse gewiß keine Gelegenheit vorübergehen, wo ich einem Weibe unangenehm sein kann. Sie haben mir zu viel Leid verursacht.

— Aber Du mußt mit Schonung vorgehen.

— Ich werde sie nicht umbringen. Liebt sie Dich?

— Sie betet mich an.

— Du bist ein Prahler!

— Oh nein, es ist wirklich so . . . Und Du wirst ihr Geld geben . . . und wirst artig mit ihr sein. Wenn ich doch nur mit der „Prinzessin“ darüber hätte reden können, aber ich habe nicht die Zeit dazu. Ich muß augenblicklich brechen mit ihr; denn ich fühle, daß ich mich später schwer von ihr trennen könnte. Ich fühle es seit gestern Abend 11 Uhr 35 Minuten. Und da ich mich nicht an sie binden will, muß ich das Verhältniß schleunigst lösen.

— Einverstanden. Schicke mir sie in mein Bureau . . . nach der Börse . . . um halb vier Uhr.

— Adieu, lieber Freund!

— Lebwohl! Du kommst Doch zum Diner?

— Ja.

Und v. Sittig ging.

Eine Minute später klopfte Herr Burckhart an die Thüre des Toilette-Zimmers seiner Frau.

— Mach' auf, Prinzessin!

— Nein, ich kann nicht.

— Einen prächtigen Spaß sollst Du hören.

Der Riegel wird zurückgeschoben und Herr Burckhart tritt ein. Er ist eine kleine Weile ganz still, dann ruft die Prinzessin entriistet:

— Das nennst Du einen prächtigen Spaß?

— Nein, der Spaß ist folgender. Sittig hat eine Geliebte und will mit ihr brechen.

— Ein Glück für die Geliebte!

— Aber er verlangt, daß ich für ihn brechen soll.

— Sollst Du sie nicht auch übernehmen?

— Nein.

— Das nimmt mich Wunder . . . bei Eurer dicken Freundschaft . . . Nun wohl: brich, mein Freund, brich! Aber gib nur Acht und lade Dir keine dummen Sachen auf den Hals.

Ein neues, längeres Stillschweigen . . .

Es war fast zwölf Uhr, als Herr Burckhart das Haus verließ, um sich auf sein Kontor zu begeben.

## II.

Es ist halb vier Uhr, der kritische Augenblick im Hause Burckhart & Cie. Thüren werden zugeschlagen, die elektrische

Klingel wird nach allen Seiten in Bewegung gesetzt; am Telephon folgt Ruf auf Ruf, die Börseagenten kommen und gehen, die Beamten fertigen Briefe und Depeschen aus und Herr Burckhart leitet diese ganze große Millionen-Fabrik. Er läutet, redet, schreibt, diktiert und befiehlt zugleich. Er ist in seinem Elemente, er ist ein Held. Die Prinzessin sollte ihn öfter in seinem Bureau besuchen. Allein Burckhart will Dies nicht. Während seiner Geschäfte will er von Frauen nichts wissen. Darum war denn auch der Diener Joseph ein wenig verlegen, als er in das Arbeitskabinet seines Herrn tretend meldete:

— Gnädiger Herr, eine Dame ist da. Sie sagt, Herr v. Sittig habe sie gesendet.

— Sehr wohl. Wie sieht sie aus?

— Sie ist jung, gnädiger Herr.

— Und hübsch?

— Das ist nicht wahrscheinlich; sie ist verschleiert.

— Führen Sie sie in das rechtsseitige Kabinet.

Joseph ging hinaus. Herr Burckhart erhob sich, nahm fünf Bankbillets zu tausend Gulden aus der Kasse, legte diese in einen Briefumschlag und lenkte seine Schritte nach dem rechtsseitigen Kabinet. In diesem Augenblicke sah er böse aus, der dicke Burckhart. Als er in das kleine, halbdunkle Gemach eintrat, sah er eine Frau, die etwas zu mager, etwas zu groß, etwas zu blond, aber dennoch sehr angenehm war. Sie war einfach gekleidet und sah sehr bescheiden aus. Ihren großen Augen sah man es an, daß sie in letzter Zeit viel geweint hatten und Dies machte sie sehr sympathisch.

Burckhart hatte Alldas mit einem Blicke weg und es war ihm sehr unangenehm. Er hatte geglaubt, ein exzentrisches oder gespreiztes Weib zu finden und hatte sich im Voraus darauf gefreut, sie einzuschüchtern, zu Paaren zu treiben. Und nun war's damit nichts. Dieser vertrackte Sittig hatte sich eine bescheidene Geliebte von gut bürgerlichem Wesen ausgesucht.

— Madame! . . . sagte er, sie zum Sitzen einladend.

Die Dame nimmt einen Sessel. Sie versteht anmuthig zu sitzen und braucht sich nicht anzustrengen, um für sich einzunehmen. Herr Burckhart zündete sich eine Zigarrette an, that zwei kräftige Flüge und begann:

— Madame, ich habe eine sehr schmerzliche Aufgabe zu erfüllen . . .

Die Dame zuckte in einer Weise die Achseln, welche ebensoviele Wuth wie Geringschätzung ausdrückte. Herr Burckhart aber fuhr fort:

— Mein Freund Sittig hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß . . .

Er stockte und fand in seiner Verlegenheit nicht die richtigen Worte.

Frau Schniegel — so hieß die Dame — sah den Mann mit tieftraurigen Augen an, die sich mit Thränen zu füllen drohten.

— Kurz, Madame: ich muß Ihnen sagen . . . ich kann nicht lange Umschweife machen . . . Herr v. Sittig . . . mein Freund Sittig . . . muß Sie verlassen.

— Warum hat nicht er selbst es mir gesagt?

— Weil er feig ist, Madame, wie alle Männer.

Frau Schniegel begann nun leise zu weinen; sie schrie nicht, sie machte keine tragischen Geberden, das Schluchzen

zuckte durch ihren mageren Körper. Burckhart wußte nun nichts mehr zu sagen. Er wiederholte nur: „So hören Sie doch, liebste Frau! beruhigen Sie sich!“ Und er bemühte sich, mild zu sein. Er glich einem Zirkus-Elephanten, der die Drehorgel spielt. Doch plötzlich fiel ihm etwas an. Er nahm den Briefumschlag mit den Bankbillets aus der Tasche und sprach:

— Mein liebes Kind, ich habe Ihnen noch etwas zu sagen. Mein Freund Sittig hat mich auch beauftragt, Ihnen Dies zu übergeben.

— Niemals, mein Herr! . . .

Und ein neues Zucken schüttelte ihre mageren Schultern.

— Endlich soll ich Ihnen sagen, daß er ein Jahr lang . . . (hier stockte Burckhart, denn Sittig hatte ihm nichts dergleichen gesagt und es galt zu rechnen, ehe er seinen Freund engagirte) daß er ein Jahr lang Ihnen monatlich zweihundert Gulden geben wolle . . .

Die Schultern der Frau Schniegel wollten sich noch immer nicht beruhigen.

— Nicht sein Geld will ich, sondern ihn, sagte sie. Ich hatte mich an ein ruhiges Leben gewöhnt; was soll nun aus mir werden? Wenn ich wenigstens einen Freund hätte! . . .

Was jetzt in dem Gehirne des Herrn Burckhart vorging, ist unergründet geblieben. Dachte er an die Arbeiterschuttkonferenz in Berlin und an die Pflichten der Gesellschaft gegenüber den unbeschäftigten Arbeitern? Oder erinnerte er sich einer Predigt, die er mit seiner Frau im Stefansdom angehört hatte und in der es hieß: „Gedenket der Mäuler, die nach Nahrung lechzen!“ Genug dem, er unterbrach die kleine Frau mit einer trostreichen Handbewegung und sagte:

— Mein liebes Kind, kommen Sie in acht Tagen wieder. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich einen Freund für Sie finden werde. Leben Sie wohl!

Eine Stunde später wußte die Prinzessin die Geschichte; sie barst schier vor Lachen und benützte diese heitere Stimmung, um ihrem Gatten ein neues Kostüm um die Kleinigkeit von fünfhundert Gulden abzuschwätzen.

### III.

Am Abend kam v. Sittig zum Diner.

— Nun, Prinzessin?

— Nun, Sittig?

— Wissen Sie schon von meinem Unglück?

— Sie wollten es doch so!

— Danke schön, klügste aller Prinzessinen.

— Nun, so beklagen Sie sich nicht.

Burckhart war noch nicht zuhause. Die Prinzessin fuhr fort zu sticken; Sittig seufzte von Zeit zu Zeit.

— Prinzessin!

— Sittig!

— Wie hat er sie gefunden?

— Wen?

— Nun . . . die Person . . . Er muß es Ihnen doch gesagt haben?

— Reizend hat er sie gefunden.

— Und erst ich! . . .

— Nun, dann? . . .

— Ach, ich leide sehr. Ich werde zur Muse Zuflucht nehmen müssen, um meinen Schmerz zu lindern.

Endlich kam Burckhart. Er schien wüthend.

— Weißt Du, woher ich jetzt Deinetwegen komme, Raphael? Aus dem Jockey-Klub, wo ich seit einem Jahre nicht mehr gewesen bin.

— Und Du hast natürlich verloren, unterbrach ihn die Prinzessin in drohendem Tone.

— Nein, mein Schatz, ich habe nichts verloren, denn ich habe nicht gespielt. Ich habe nur gesprochen; — und wovon? Von der Geliebten dieses jungen Herrn. Denn ich habe ihr versprochen, daß ich sie unterbringen werde. Oh, Du kannst Dich rühmen, ein sehr angenehmer Freund zu sein! Deinetwegen bin ich, ein gesetzter, verheiratheter Mann, zu einem . . . zu einem . . . Gelegenheitsmacher geworden. Und Das ist kein leichtes Handwerk. Weißt Du, was man mir gesagt hat? „Nehmen Sie sie selbst!“ Aber endlich glaube ich doch Jemanden gefunden zu haben. Der Baron Flurheim ist gerade in der Lage, eine „verwandte Seele“ zu suchen. Diese kleine Frau Schniegel ist so eine verwandte Seele. Ich habe denn auch nicht viele Umschweife gemacht, habe der Kleinen eine Loge des Hofopertheaters gesendet und dem Baron gesagt: „Gehen Sie heute in die Oper, Loge Nr. 16 im ersten Rang; dort werden Sie sehen.“ So weit bin ich, uff!

— Du thust mir leid, mein guter Alter! . . .

— Wirklich? Sehr gütig; und ich finde Dich lächerlich. Mir scheint, Du bist alt genug, um Deine Geschäfte selbst zu besorgen.

Darauf fand nun Sittig nichts zu sagen. Zu seinem Glücke kam der Bediente und meldete, daß das Essen aufgetragen sei.

Als Sittig nach dem Essen fort war, hüpfte die Prinzessin ihrem Manne an den Hals und rief:

— Theobald, Du bist dick und häßlich, aber ich liebe Dich dennoch. Denn Du hättest ja selber . . .

Und Burckhart hatte es gut an diesem Abend, während Sittig ein Sonnet zu dreheln versuchte und Frau Schniegel sich fragte, weshalb Herr Burckhart eine Loge für die Oper ihr gesendet habe.

Sie sollte es nie erfahren. Burckhart aber trat am nächsten Tage mit den Worten in das Zimmer seiner Frau:

— Nun sitze ich schön in der Tinte. Sie gefällt dem Baron Flurheim nicht! Er hat es mir gestern nach der Vorstellung brühhwarm geschrieben. Was soll ich nun anfangen? Ich habe ihr versprochen, Jemanden für sie zu finden. Ist dieser Sittig doch ein dummer Kerl, daß er Geliebten nimmt, die Niemandem gefallen!

— Beruhige Dich, mein Dicker, Du wirst schon Jemanden finden. Such' einmal an der Börse, vielleicht wirst Du dort mehr Glück haben.

Die Prinzessin fand es allgemach sehr ergötlich, daß ihr Mann aus freundschaftlicher Ergebenheit zum Gelegenheitsmacher geworden. Burckhart selbst fand die Sache weniger vernünftig, ja um halb vier Uhr Nachmittags fand er sie entschieden dumm. Er war an der Börse gewesen und dort hatte sein Erscheinen Aufsehen erregt. „Es muß was los sein“ hatte man gesagt.

Burckhart nahm den kleinen Nathansohn beiseite.

— Hören Sie, David, ich habe eine Frau unterzubringen.

— Oh, Herr Burckhart!

— Auf Ehrenwort! Ich will einen meiner Freunde von ihr befreien.

— Ich wette, es ist der Sittig.

— Getroffen.

— Na, hören Sie, Herr Burckhart, das sind faule Geschäfte. Die Dame ist von der 48-er Emission! . . .

Burckhart machte noch einige Versuche und überzeugte sich bald, daß Nathansohn Recht hatte. Mit der kleinen Frau Schniegel war nichts zu machen; sie war an der Börse nicht „kotiirt“.

Er war denn in ziemlich übler Laune, als er um halb vier Uhr heimkehrte. Und doch war sein Jammer noch nicht zu Ende. Um fünf Uhr ward ihm der Besuch der Frau Schniegel angekündigt. Das war zu viel! Er hatte Lust, sie nicht zu empfangen. Aber was würde Sittig dazu gesagt haben? Wo wäre die Freundschaft geblieben? Er empfing sie denn.

— Liebe Frau, es ist noch nichts! rief er ihr entgegen. Aber ich beschäftige mich mit Ihnen, seien Sie ohne Sorge.

Und er ging an die Arbeit. Er glaubte für diesen Tag nun der Leiden los und ledig zu sein, aber er hatte Sittig's vergessen, der zum Essen kam.

— Nun, mein lieber Alter?

— Noch nichts.

— Das thust Du absichtlich und Das ist nicht recht von Dir. Du weißt, in welchem Zustande ich bin.

— Hör' mal: laß mich zufrieden! Ich thue was ich kann. Diese kleine Schniegel mag für Dich Reize genug haben, aber für Andere nicht. Da hast Du's nun.

Sittig, der ein gefühlvolles Herz hatte, ging gekränkt von dannen. Allein Burckhart ließ in seinen Bemühungen nicht nach. Er klopfte an alle Thüren, fragte bei allen seinen Freunden und Bekannten an, er führte jetzt ein wahres Spürhundenleben. Jeden Abend kam Frau Schniegel in sein Kontor, um nachzufragen, ob noch nichts gefunden sei und jeden Abend antwortete ihr der dicke Burckhart:

— Liebe Frau, ich werde Ihnen Jemanden finden, der Sie ebenso gut begreifen wird, wie Sittig; verlassen Sie sich darauf. Und im Stillen fügte er jedesmal hinzu: daß ihn der Teufel hole! Sittig aber ließ nicht nach. Er seufzte, sprach, schrieb und telephonirte an seinen Freund Theobald und dieser ward nicht müde zu erwidern: „Nur Geduld, mein Lieber! Die kleine Schniegel ist eine auserlesene Seele; die auserlesenen Seelen sind nicht so leicht an den Mann zu bringen. Eine javanische Anleihe will ich leichter placiren.“ Burckhart fürchtete den Verstand zu verlieren; die Prinzessin aber machte sich Tag und Nacht lustig über ihn. Sie konnte nicht begreifen, daß ihm die Sache nicht gelingen wollte.

— Mach' Du es! rief er einmal, die Geduld verlierend, aus.

— Nein, mein Dicker, für eine solche Arbeit bin ich noch zu jung.

Der arme Burckhart sah keinen Ausweg aus der Sackgasse, in die er sich gewagt hatte. Da geschah etwas Unerwartetes. Eines Abends blieb v. Sittig aus. Die Burckharts,

die seit Wochen gewohnt waren, das mahnende Gespenst allabendlich erscheinen zu sehen, waren sehr erstaunt.

Am andern Morgen sollten sie die Erklärung haben. Es kamen zwei Briefe zugleich . . . Der eine lautete:

„Mein Herr!

Ich werde nie vergessen, was Sie für mich gethan haben. Ich habe Jemanden gefunden, der mich begreift. Ihre Dienerin  
Therese Schniegel.“

— Endlich bin ich ihrer los! rief Burchhart aufathmend. Doch was will Sittig wieder? Denn ich erkenne seine Schrift. Er wird am meisten froh sein, wenn er erfährt, daß die Hezjagd ein Ende hat.

Der zweite Brief lautete:

„Mein guter, alter Theobald!

Ich bin mit Therese Schniegel nach Italien abgereist. Du hast mir so oft wiederholt, daß Therese eine auserlesene Seele sei, die ich allein begreifen könne, daß ich es endlich einsah. Lege der Prinzessin meine Huldigungen zu Füßen. Dein  
Rafael v. Sittig.“

Die Prinzessin brach in ein schallendes Gelächter aus, fiel über ihren Dicken her, küßte ihn ab und gestattete ihm, ihr ein neues Coupé mit zwei Apfelschimmeln zum Geschenk zu machen.

### Gedanken eines Frühjahrsflaneurs.

So manche Frau hat ihr Herz nicht mehr, aber einige freie Abende in der Woche wegzugeben.

\*

Je glänzender der Salon in manchem Hause, desto dünnler ist das Schlafzimmer.

\*

Zwei Verliebte schaffen sich in dem kahlfen Winkel der Welt das verlorene Paradies.

\*

Zwei Fragen soll man an eine Frau nicht stellen, weil sie selbst darauf nichts zu antworten weiß: warum sie liebt und wie lange sie lieben werde.

\*

Die Männer beginnen nach den Tugenden der Frauen zu forschen, wenn sie ihre Fehler nicht mehr reizend genug finden.

\*

Manches Frauenherz ist ein wahres Bilderalbum.

\*

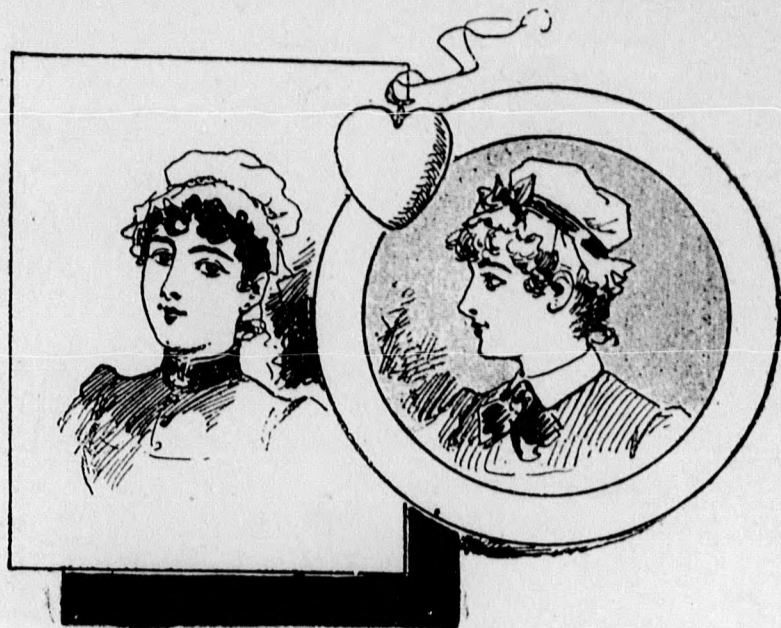
„Häßlich wie die Nacht!“ — Das ist ein Spruch, den kein Verliebter erfunden hat.

\*

Wenn die Mädchen uns einen Finger zeigen, ist es sicherlich der Ringfinger.

\*

Bei einem dekollirten Kleide fehlt etwas Stoff und etwas Tugend.



### Die kleinen Schwänke des Herrn Cadet-Bitard.

Von Armand Silvestre.

#### IV. Der falsche Kandidat.

I.

Sie war braun, hatte durch lange Wimpern verschleierte, dunkle Augen, das Aussehen der Mädchen, die in Klöstern erzogen werden, etwas Heuchlerisches in ihrem Lächeln. In ihrem dunklen Kleide und der großen, weißen Schürze darüber sah sie nicht übel aus.

— Und wo haben Sie zuletzt gedient, mein Kind? fragte Cadet-Bitard, der selbst mit dienenden Frauenzimmern sehr höflich war.

— Bei Herrn Grignepet.

— Was macht denn dieser Herr?

— Er ist Akademiker.

— Sind Sie dessen sicher?

Und um sich nichts vormachen zu lassen, schlug Cadet-Bitard im Schematismus nach. Er fand da Herrn Grignepet in der That als Unsterblichen bezeichnet. Nun fuhr er in seinem Verhör fort:

— Ihr Gebieter war Junggeselle?

— Ja, mein Herr.

— Und Sie wollen als Mädchen für Alles in Dienst treten?

Mit einem bescheidenen Senken der Blicke lispelte das Mädchen:

— Ja.

— Und darf ich Sie fragen, weshalb Sie Herrn Grignepet verlassen?

Die Wangen des Mädchens rötheten sich. Sie schwieg eine Weile und erwiderte dann zögernd und verlegen:

— Mein Dienstherr verlangte unschickliche Sachen von mir.

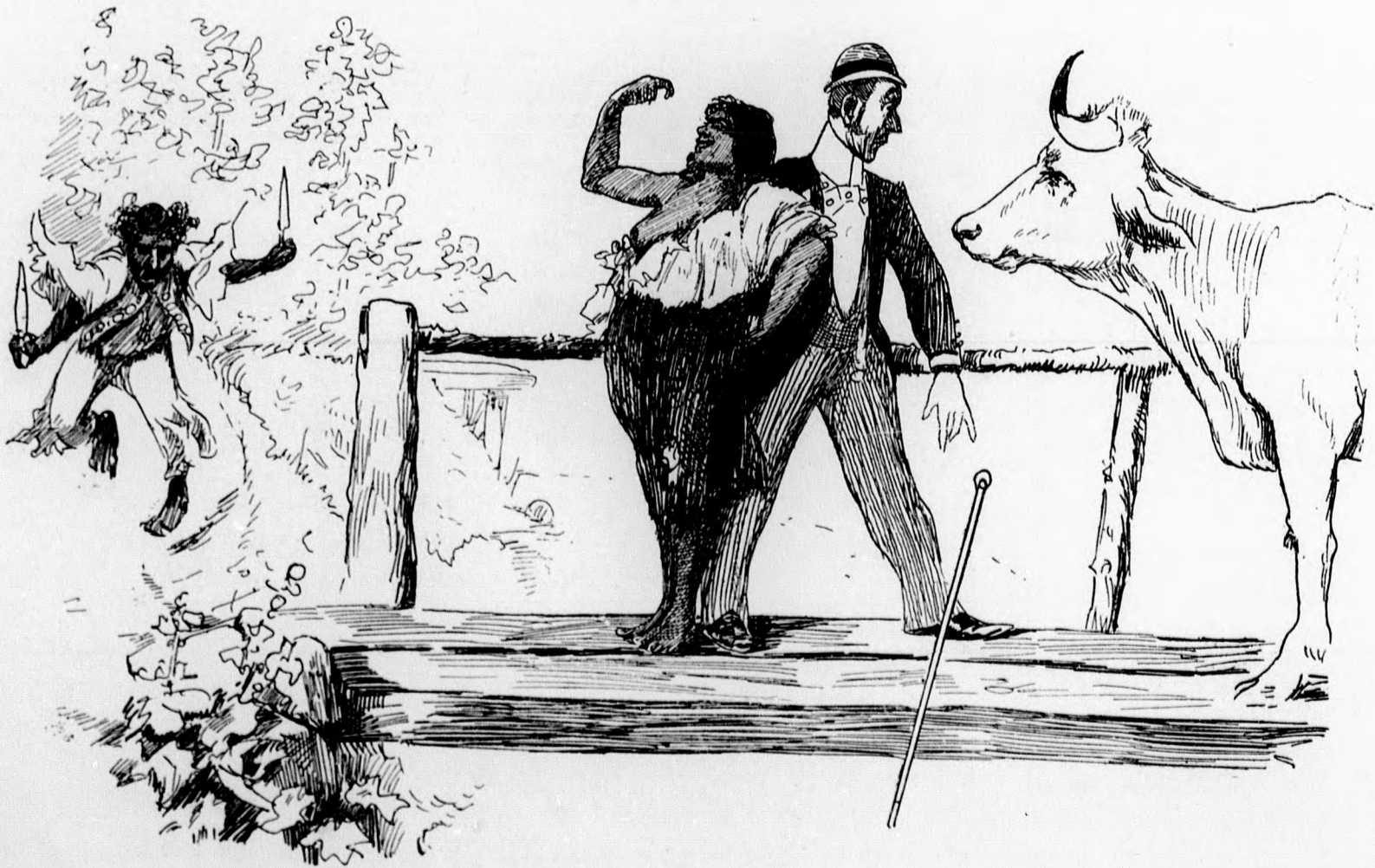
— Ei, der Schlingel! Nun, meine Liebe, ich werde Erkundigungen über Sie einholen und Ihnen morgen Bescheid sagen.

Sie ging hinaus, ohne sich umzublicken, wie eine fromme Person die Kirche verläßt.

Cadet-Bitard aber sagte sich:

— Es ist Zeit, daß ich eine Magd nehme, die es nicht so eilig hat, eine Courtisane zu werden und mich nicht an die

Sie, Das ist aber unangenehm!



Humoreske von A. Prude.  
Neue Folge II. Serie.



Lust setzt, sobald ich ihr eine eigene Wohnung eingerichtet habe. Dieses Mädchen scheint Grundsätze zu haben. Ich will Erkundigungen über sie einholen und mich vergewissern, daß sie mir widerstehen werde. Doch sehen wir einmal, was dieser berühmte Grignepet geschrieben hat, damit ich bei meinem Besuche ihm einige Artigkeiten sagen könne.

Und Cadet-Vitard forschte gewissenhaft in den Katalogen, ohne auch nur eine Zeile zu finden, welche dieser Unsterbliche geschrieben hätte. Endlich kam er auf den Einfall, in der Sammlung der „Revue des Deux-Mondes“ zu blättern und er fand daselbst einen Artikel „über das häusliche Leben der Sarmaten“ von Honoré Grignepet. Das konnte kein Anderer sein als er.

— Glück auf! rief er. Ich habe es mit einem Spezialisten zu thun.

Er kleidete sich sehr fein an und lenkte seine Schritte nach der Behausung des großen Schriftstellers.

## II.

Herr Grignepet aber hatte am vorhergegangenen Abend im Vestibül der Akademie eine Unterredung mit Herrn Camille Doucet, aus welcher einige Züge verzeichnet zu werden verdienen.

— Sie glauben wirklich, lieber Kollege, daß dieser Zola die Reife haben sollte, seine Kandidatur zu präsentieren?

— Ich fürchte sehr, mein lieber Grignepet; und noch mehr fürchte ich Das, was er da unter uns treiben wird.

— Glauben Sie denn, daß er einige Stimmen bekommen werde?

— Die Sportsmen werden für Brunetière stimmen, die Finanzmänner für Bornier; aber die wenigen Literaturfreunde, die wir unvorsichtiger Weise aufgenommen haben, — für diese kann Niemand bürgen . . .

— Ich, mein Lieber, würde meine Stimme lieber dem Teufel, einem Galeerensträfling oder einem Dichter geben, als diesem Zola. Lieber würde ich die neununddreißig Besuche, die man von jedem von uns fordert, dem Théodore de Banville machen, — auch ein solcher Dichterling! — als mich in Gesellschaft eines Zola befinden.

— Thatsächlich trägt sich dieser Bösewicht mit fürchterlichen Absichten.

— Welche Absichten? Sie erschrecken mich! Sollte er etwa die windigen Experimente seines Jesus aus „Mutter Erde“ in unserer Mitte wiederholen wollen?

— Noch Schlimmeres, mein lieber Grignepet; noch hundertmal Schlimmeres. Ich bin in die finsternen Tiefen seiner naturalistischen Seele eingedrungen.

— Vollenden Sie, Doucet; ich zittere!

— Mein lieber, naiver Grignepet! Nicht um Akademiker zu sein, strebt Zola in die Akademie zu kommen. In unser gesellschaftliches Leben will er sich einschmuggeln; dieses will er studiren, wie er das der anderen Klassen studirt hat; er will unsere schwachen Seiten übertreiben und uns in seine Sammlung „Rougou-Macquart“ hineinbringen, wie er schon alle Anderen hineingebracht hat. Nach dem Arbeiter im „Todtschläger“, nach dem Bauer in „Mutter Erde“, nach dem Handlungsbesessenen im „Glück der Damen“, nach dem Gruben-

arbeiter in „Germinal“ wird er in seiner cynischen Weise den Akademiker an den Pranger stellen in einem Buche, welches er vielleicht „die Ruhmes-Maschine“ betiteln wird. Er wird uns unsern grünen Palmen-Fracks ausziehen und uns nackt hinstellen wie der heil. Johannes und Das wird sehr häßlich sein. Er wird unsere Gebräuche in den Roth zerren, unsere Geheimnisse enthüllen, unsere Reden verhöhnen, kurz: er wird uns lebendig verkaufen in hunderttausend Exemplaren an den Verleger Charpentier, der sich die Hände reiben wird. Dies wird eine Erniedrigung unserer Werke und ein grenzenloser Aerger für uns selbst.

— Beim ewigen Gott! rief Grignepet; zu mir soll er nur kommen; ich werde ihn nicht einmal empfangen.

— Es ist aber eine mit unserer Stellung verbundene Pflicht, den Kandidaten, die sich als solche in amtlicher Form haben vormerken lassen, einen höflichen Empfang zu bereiten. Uebrigens hat er, ehe er seine offiziellen Besuche macht, in unserer Häuslichkeit zu schnüffeln begonnen.

— Ah!

— Jawohl; ich habe mir erzählen lassen, — fuhr Herr Doucet fort, indem er seine Lippen hinaufzog, daß dieser teuflische Zola schon seit einem Monate unter allerlei Verkleidungen in unsere Wohnungen einzudringen versucht. Zu Cherbuliez kam er als Kartenlegerin. Bei Audiffret sprach er als Postbote vor und ließ sich ein Trinkgeld geben. Bei einem andern unserer Kollegen, den ich nicht nennen mag, hat er sich als Studiosus und weil nur die Frau zuhause war, benützte er rasch die Gelegenheit, um den abwesenden Akademiker zu hörnen. Bei Gailhard, dem Direktor der großen Oper, sollte es ihm aber schlecht ergehen. Dieser glaubte einen Tenoristen aus der Provinz in ihm zu erkennen und ließ ihn eine Arie aus „Lucia“ singen. Seien Sie auf Ihrer Huth, Grignepet, ich sage Ihnen nur so viel. Er wird bei Ihnen eindringen, wie bei den Anderen.

— Seien Sie bedankt, verehrter Kollege, ich will sogleich nach Hause eilen. Denn ich habe eine neue Magd, der ich die nöthigen Weisungen geben muß.

Und die beiden Auguren, die sich diesesmal angeschaut hatten, ohne zu lachen, wechselten einen verzweifelten Händedruck.

## III.

Als unser Cadet-Vitard bei Herrn Grignepet erschien, um über die Magd, die ihm ihre Dienste angeboten, Erkundigungen einzuholen, hatte sich der Akademiker schon seine Meinung über den Eindringling gebildet.

— Was wünschen Sie, mein Herr? fragte er ihn ziemlich mürrisch.

— Ich dachte, mein Herr, daß Sie als der berühmte Verfasser des „Häuslichen Lebens der Sarmaten“ mir nicht abschlagen werden . . .

— Ich schlage Ihnen Alles ab und erkläre Ihnen, daß Sie mich nicht herumkriegen werden.

— Erlauben Sie . . .

— Ich erkläre Ihnen ferner, daß ich nie eine Zeile von Ihnen gelesen habe, noch auch lesen werde.

— Auch nicht meine „Lyrischen Phantasieen“? fragte Cadet-Vitard gekränkt, der sich in seinem Dichterstolze nicht demüthigen lassen wollte.

Grignepet lachte boshaft.

— Ach, Gedichte machen Sie auch? Nun, Das hat Ihnen noch gefehlt! . . .

— Alter Mann, in diesen Dingen verstehe ich keinen Spaß! rief Cadet-Bitarde in strengem Tone. Nicht eher verlasse ich dieses Zimmer, als bis Sie das Jüngstgeborne meiner Muse gehört haben. Leisten Sie nur keinen Widerstand, oder ich rufe es auf offener Straße aus, daß Sie Ihrer letzten Magd ungeziemende Anträge gemacht haben.

Grignepet erblickte.

— Ich höre Sie, mein Herr, hauchte er, plötzlich sanft geworden. Und Cadet-Bitarde deklamirte ihm folgendes harmlose Verslein:

**Ein böser Traum.**

Ich lag mit einer Hottentottin  
Im süßesten Gesose,  
Bewundernd ihre reichen Schätze,  
Die preis mir gab die Lofe.

Die Kautschukbälle ihres Busens  
Hielt ich für Telephons;  
Die Knöpfe steckt' ich in die Ohren  
Und rief dazu: Allons!

— Junger Mann, Das ist großartig! Seien Sie nur diskret über meine häuslichen Angelegenheiten und ich will Ihnen trotz Ihrer übrigen Werke meine Stimme geben.

Und der unglückliche Akademiker sank vernichtet in einen Sessel, indem er mit stummer Geberde Cadet die Thüre wies.

— Camille Doucet, vergib mir! röchelte er mit verlöschender Stimme.

**IV.**

Als er heraustrat, fand Cadet-Bitarde vor der Thüre die neue Magd des Herrn Grignepet, lauschend und schier vor Lachen bestend. Es war eine Blonde, mit einem Kopfe voll ungeberdigen Flachshaares, mit hellblauen Augen, die zwei Weilschen in einem Aehrenfelde glichen, einem Stulpnäschen, frischen, begehrlischen Lippen, im Ganzen eine feste Dirne, die den Teufel im Leibe zu haben schien. Das ist die richtige Magd für ein Molière'sches Lustspiel! dachte sich Cadet-Bitarde und als er, von dieser Schelmin geleitet, den langen Flur zurückgelegt hatte, welcher die Wohnung des Akademikers von der Ausgangspforte trennte, ging er keineswegs fort, sondern trat in ein kleines Empfangszimmer, das sich da fand und machte: Pst! pst!

Einen Augenblick später saß die Magd mit dem Flachshaar auf seinen Knieen.

— Sie sind da als Mädchen für Alles, mein Kind?

— Oh ja! erwiderte das Mädchen, ihm fest in die Augen schauend.

— Und Sie sind sehr fleißig?

— Je nachdem, erwiderte sie, mit dem Kopfe nickend.

— Gefällt Ihnen die Arbeit in diesem Hause?

— Ich weiß noch nicht; ich bin erst heute eingetreten. Morgen will ich es Ihnen sagen.

— Sie gefallen mir nämlich weit besser als die Andere, die vor Ihnen hier war und sich mir anbietet.

— Mein Gott, ich muß doch meine acht Tage machen!

— Ja, aber nur acht Tage. Ich werde auf Sie warten und da haben Sie ein Angeld.

Und indem er Dies sagte, flocht Cadet-Bitarde verlobt seine Arme um den Leib der flatterhaften Magd, preßte seinen Mund auf die wolligen Haarbüschel ihres Nackens, erprobte die Festigkeit des Busens und preßte sie leidenschaftlich an sich.

— Ich werde Dich in Deine eigenen Möbel bringen, girrte er zärtlich, indem er mit seinen Klüssen die Ohren des Mädchens zu verzehren drohte.

Eine Grabesstimme, diejenige Grignepet's, der bleich auf der Schwelle stand, ertönte noch rechtzeitig, um die Moral vor einer sehr ernstern Gefahr zu schützen.

— Bruder Lieberlich, fahre von hinnen! rief die Grabesstimme.

Und die beiden Schuldigen stoben aus einander wie einst Adam und Eva, von einem gemeinsamen Fluche begleitet.

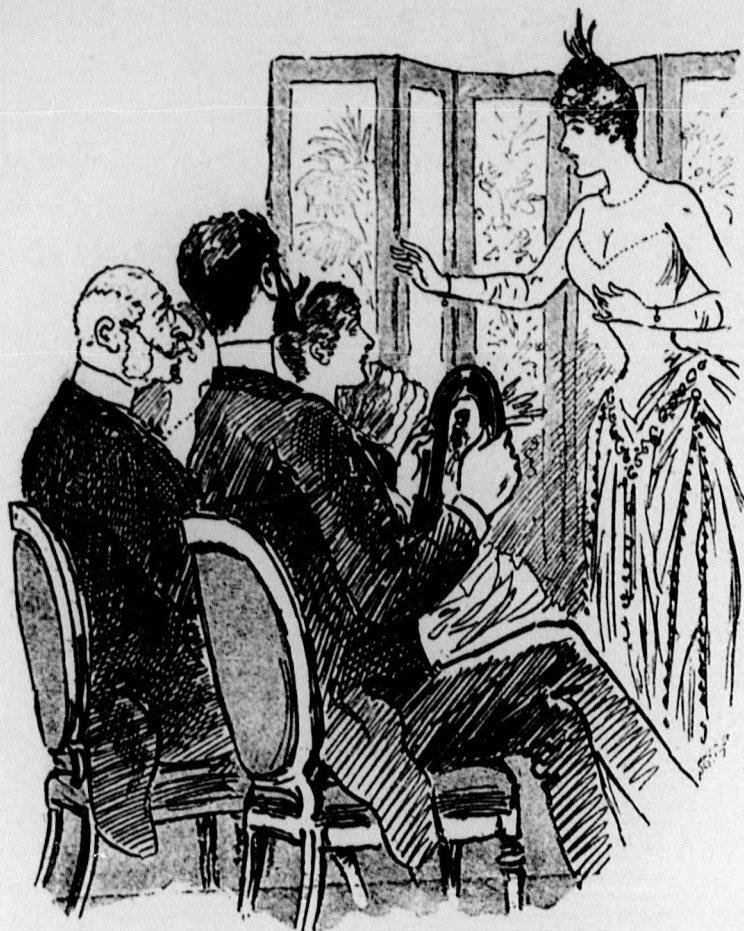
?



Ob sie wohl über Tag  
An Muki denken mag,  
Ein einzigmal?  
Ob im Herzkammerlein  
Wohnt Muki ganz allein  
Noch allzumal?  
Ob sie wohl fröhlich ist,  
Auf morgen nicht vergißt  
Mein süßes Lieb?  
Was sie wohl treiben mag,  
Wer mir das Alles sag',  
Wer mir das schrieb?  
Ob sie wohl schelmisch lacht,  
Ob sie in letzter Nacht  
Von mir geträumt?  
Ob sie wohl kommen wird,  
Und sich dann nicht verirrt,  
Beit nicht veräumt?  
Ob sie wohl frisch und roth,  
Nicht leid an Crene noth  
Und auch Vertrau'n?  
Ob an der Herzensthür  
Noch steckt der Riegel wir,  
Das möcht ich schau'n?

Conrad v. M.





## Dilettanten-Theater.

Von Catulle Mendès.

### I.

Noch nie hatte ein Schriftsteller von Profession einen solchen Erfolg erzielt. Als Herr von Puyroche das letzte Couplet des dritten Bildes zu Ende gelesen hatte, ertönte schallender Applaus und Beifallsjubel in der Fliederlaube, wo die Gäste des Schlosses sich in Gruppen niedergelassen hatten. Alle waren darin einig, daß nur Herr v. Puyroche solche geistreiche Gespräche ersinnen und solche galante Rondels dreheln könne. Nein, fürwahr, die geschicktesten Vaudevillisten wären nicht im Stande gewesen, eine so schöne Jahres-Revue zu verfassen. Es war ein wahres Glück für die Bühnendichter von Profession, daß Herr von Puyroche eine Jahresrente von 100,000 Francs hatte; denn wenn er genöthigt gewesen wäre für das Theater zu arbeiten, dann würde er ihnen alle Erfolge vorweg genommen haben. Was aber vornehmlich bemerkenswerth war bei dieser sicherlich gerechtfertigten Begeisterung, das war die Thatsache, daß alle die vornehmen Damen, die in diesem Stücke mitwirken sollten, von ihrer Rolle entzückt waren. Frau von Albereine, die ihrer selbst sicher war und die ehrliche Sprache der Tricots nicht zu fürchten brauchte, fand nichts Unschickliches dabei, sich als Amphitrite der Montagues-Russes (Rutschbahn) zu entkleiden. — „Meine Couplets aus dem „Theatrophon“ sind etwas gepfeffert“ — sagte die Baronin Caldelis — „aber sie sind so reizend! . . .“ — Frau von Lohan-Châtel willigte ohne Widerstreben ein, das kurze Röckchen der „Gevatterin“ anzuziehen. — Frau von Lurcy-Sévy fand es nicht unpassend, die Sarah Bernhardt-Imitationen der Schauspielerin Ellen André nachzuahmen. — Und selbst die kleine Diana von Livelin, die hartnäckige Wittwe, deren bekannte Prüderie ernstlichen Widerstand befürchten ließ, akzeptirte, ohne sich lange bitten zu lassen, die Rolle einer Probirmamsell. So daß Herr v. Puyroche, trotz seiner gewöhnlichen Bescheidenheit, sich einer

stolzen Genugthuung nicht erwehren konnte. Als er einige Augenblicke später auf seinem Zimmer sich zum Diner umkleidete, blickte er selbstgefällig in den Spiegel, um zu sehen, welche Miene er machte, seitdem er ein berühmter Mann war.

Aber ach, welche menschliche Freude ist von langer Dauer?

Die Thüre ging auf und schloß sich gleich wieder. Frau von Courance war da, mit der Bornesröthe auf den Wangen und einem Unheil kündenden Rauschen der Röcke.

— Elisabeth! Sie bei mir! Am hellen Tage! Welche Unvorsichtigkeit!

— Nicht davon ist die Rede. Ich kümmere mich wenig darum, ob ich mich kompromittire oder nicht. Fürwahr, es gehen schöne Dinge vor!

— In der That gibt es schöne Dinge in meinem Stücke. Glauben Sie mir, Elisabeth, daß ich mich durch Ihren Beifall sehr geschmeichelt fühle.

— Wer spricht von Ihrem Stücke? Wollen Sie meine Meinung hören? Ihr Stück ist blöd vom Anfang bis zum Ende!

— Madame!

— Blöd sage ich Ihnen. Doch Das ist Ihre Sache; mich geht's nicht weiter an. Was mich interessirt, ist die Rolle der Probirmamsell, die Sie der Frau von Livelin gegeben haben.

— Glauben Sie, daß sie die Rolle schlecht spielen werde?

— Ich glaube, daß sie sie gar nicht spielen werde, — wenn Sie nicht der undankbarste Mann von der Welt sind.

Wie, mein Herr: von einer Liebe gerührt, der ich thörichter Weise Glauben schenkte, habe ich Ihnen manchmal eine Willfährigkeit gezeigt, die mein Gewissen mir zum Vorwurf macht, und Sie? Sie geben die beste Rolle Ihres Stückes nicht mir, sondern einer Andern?

— Oho, keineswegs die beste . . . Uebrigens habe ich Ihnen diese Rolle angeboten und Sie wollten sie nicht.

— Sie haben mir sie angeboten und ich wollte sie nicht? Das sind Dinge, deren ich mich ganz und gar nicht erinnere.

— Ich versichere . . .

— Nun, es ist ja möglich! Aber die Rolle ist heute nicht mehr dieselbe; Sie müssen Couplets hinzugefügt haben?

— Kein einziges.

— Acht oder zehn Couplets. Was liegt übrigens weiter daran? Die Probirmamsell werde ich sein, oder Sie müssen alle Hoffnung aufgeben, mich jemals für Sie Undankbare schwach zu finden.

Diese Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht. Mit ihrem fetten, rosig angehauchten Antlitz, mit ihrem leichten, braunen Flaum auf der Oberlippe gehört die schöne Frau von Courance zu jenen, welchen man, wenn ihr Gewissen sich wegen einiger Küsse beunruhigt, mit vielem Vergnügen Gelegenheit zu Gewissensbissen liefert. Und es waren kaum acht Tage verflossen, seitdem er ihr Grund zur Reue geliefert hatte.

— Grausame! rief er; Sie quälen mich! Bedenken Sie doch, daß Sie eine unmögliche Sache verlangen. Die Rollen sind ausgetheilt, daran läßt sich nichts ändern. Ach ja, wenn Frau von Livelin, wie ich es vielleicht hoffte, die Rolle abgelehnt hätte . . .

— Wirklich? Wenn sie sie abgelehnt hätte, würden Sie mir sie überlassen haben?

— Sie zweifeln wohl nicht daran?

— Und wenn sie sie jetzt zurücklegen wollte, würden Sie mir sie übertragen?

— Mit tausend Freuden, theure Elisabeth!

Frau von Courance klatschte in die Hände, begann mit ihren kleinen Füßchen herumzuhüpfen, wie ein Kind, das lacht, nachdem es geschmollt.

— Dann ist Alles gut, rief sie; denn ich habe ein Mittel gefunden, das sie nöthigen wird, die Rolle zurückzulegen.

— Wirklich? Sie setzen mich in Erstaunen. Man verzichtet schwer auf eine hübsche Rolle in einem so . . .

. . . reizenden Stücke! Denn Ihre Revue ist reizend! Ich sagte vorhin nur deshalb das Gegentheil, weil ich wüthend war. Setzen Sie sich da her zu mir. Ich bin nicht böse und will Ihnen meinen Plan auseinandersetzen. Sie wissen, daß Frau von Livelin eine übertrieben tugendhafte Person ist, in dem Maße, daß sie auf Bällen nur in geschlossenem Kleide erscheint. Darauf muß sich unsere kleine Verschwörung stützen. Aber kommen Sie doch näher; ich habe Ihnen so seltsame, kühne Dinge zu sagen, daß ich nicht laut sprechen kann. Sie müssen Ihr Ohr ganz meinem Munde nähern . . .

Er fühlte an seinem Nacken das Streifen eines feinen Lippenflaums. Wie soll man eine Rolle einer Frau verweigern, die so gut die Rolle der Geliebten spielt und Einem nicht verwehrt, das Stichwort zu geben?

## II.

Inzwischen befand sich Diana von Livelin in arger Verlegenheit. Sicherlich hatte sie stets nach dem Ruhme geegirt, von einem entzückten Publikum beklatscht zu werden. Sie wußte wohl, daß sie sich als geschickte Schauspielerin erweisen würde und daß im Lichte der Rampen ein wenig Schminke die köstliche Blässe ihres Antlitzes nur noch mehr zur Geltung bringen würde. Aber anderseits war es eine schreckliche Sache, sich auf einer Bühne zu bewegen, von so vielen Augen betrachtet zu werden. Was wird man von ihr denken? Wird sie nicht durch dieses Zugeständniß an die gesellschaftliche Leichtfertigkeit den so kostbaren guten Ruf verscherzen, den sie durch die Strenge ihrer Grundsätze sich erworben? Ein Umstand beruhigte sie: diese Rolle einer Probirmamsell erheischte keinerlei Unbescheidenheit der Toilette; sie wird dieselbe in geschlossenem, dunklem Kleide spielen. Und glücklicherweise hatte Herr v. Puyroche den guten Geschmack, ihr keinerlei Zweideutigkeit in den Mund zu legen. Für diese Zurückhaltung, die ein Beweis seiner Werthschätzung war, wußte sie dem Autor Dank. Wenn sie ein kurzes Röckchen anziehen, nackte Arme zeigen oder Couplets hätte vortragen müssen, die man übel auslegen hätte können: sie würde niemals eingewilligt haben, in dieser Revue mitzuwirken.

Während sie solchen Gedanken nachhing, erschien die Zofe und kündigte Herrn v. Puyroche an. Dieser zeigte bei seinem Eintritte eine ernste Miene, die eine sehr wichtige Unterredung ahnen ließ.

— Gnädige Frau, sagte er, Platz nehmend, mir ist ein Bedenken gekommen.

— Welches Bedenken, mein Herr? fragte Frau von Livelin erstaunt.

— Wenn Sie eine jener unbesonnenen Frauen wären, die vor einer Unflugheit nicht zurückschrecken, würde ich mich nur dazu beglückwünschen können, daß Sie mit Ihrem nicht alltäglichen schauspielerischen Talente dazu beitragen wollen, den Erfolg meines Stückes zu sichern. Allein ich weiß, wie eifersüchtig Sie darauf bedacht sind, der guten Gesellschaft das Beispiel einer tadellosen Züchtigkeit zu zeigen. Meine Pflicht, die stärker ist als mein Autoren-Interesse, gebietet mir, Sie auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welcher Sie durch Ihre Hingebung für mein Stück ausgesetzt sind.

Diana von Livelin dachte sich sogleich: „Frau von Courance will mir meine Rolle nehmen.“

— Ich bin Ihnen für dieses Bedenken sehr verbunden, mein Herr; aber meine Abneigung gegen die Leichtfertigkeit der heutigen Welt geht nicht bis zur geschmacklosen Prüderie. Uebrigens enthält die Rolle, die ich übernommen habe, nichts, was die strengste Züchtigkeit verletzen könnte.

— Ach, wie sehr täuschen Sie sich, gnädige Frau!

— Das Kostüm . . .

— Das Kostüm ist sehr unschicklich.

— Aber nein; ich hörte Ihnen bei der Leseprobe genau zu: Schwarzes Kleid, weißer Kragen, weiße Manchetten.

— Ich wagte nicht Alles zu sagen. In dem Augenblicke, wo die Pensionärinnen zu dem Schneider kommen, um ihre neue Uniform zu bestellen, muß die Probirmamsell Kragen und Manchetten, ja sogar das Leibchen ablegen.

„Es ist eine ausgemachte Sache; diese Frau von Courance stirbt vor Neid um meine Rolle!“ — dachte sich Frau von Livelin.

— Das ist schrecklich! sagte sie dann laut. Aber schließlich glaube ich, daß es mir gelingen werde, die Anforderungen der Lage mit jenen der Bescheidenheit in Einklang zu bringen. Ich werde unter dem Leibchen noch ein zweites Leibchen von dickem Stoffe tragen, das bis an den Hals hinaufreichen wird.

— Aber dann geht ja die ganze Wirkung der Scene verloren!

— Nun denn, mein Herr, ich werde die Schultern entblößt haben. Sie sehen, zu welchem Opfer ich mich entschliesse. Was thut man nicht, um in einem so reizenden Stücke zu spielen, wie das Ihrige ist?

„Alle Wetter! wir werden nicht leicht ans Ziel gelangen“ — sagte sich Herr v. Puyroche.

— Ach, Madame! Nicht in dem Kostüm liegt die hauptsächlichste Schwierigkeit. Erinnern Sie sich der Scene im zweiten Bilde?

— Sehr gut; sie schien mir überaus geistvoll und wohl-  
anständig.

— Weil ich nicht die Weisungen für die Bühne mit vorgelesen habe! Bei Ankunft des Bevatters auf der Scene verbirgt sich die Probirmamsell mit dem Schneider hinter einer spanischen Wand, — der Schneider bin ich — ohne daß sie Zeit gehabt hätte, sich wieder anzukleiden.

— Ja, aber die spanische Wand verdeckt sie.

— Keineswegs! sie ist so aufgestellt, daß das Publikum Alles sehen kann, was dahinter vorgeht.

— Mein Gott, was geht denn vor?

— Schreckliche Dinge! Sie begreifen, man muß ja das

Publikum während der langen Geschichte des Gevatters irgend- wie unterhalten.

— Ja, aber was geht vor? frage ich.

— Ach, ich schäme mich jetzt, eine solche Rolle einer so züchtigen Dame, wie Sie sind, zugebracht zu haben. Kaum ist der Schneider — das bin ich! — mit der Probirmamsell, die kein Leibchen anhat, hinter der spanischen Wand verborgen, so benützt er die Zwangslage, in der sie sich befindet, — sie darf nämlich nicht schreien, um sich nicht zu verrathen — und faßt sie um den Leib, küßt ihr die Hände . . .

— Mein Herr!

— Streichelt ihre Schultern . . .

— Was sagen Sie?

— Schließt sie in seine Arme . . .

— Entsetzlich!

— Setzt sie auf seine Kniee . . .

— Abscheulich!

— Untersucht die Farbe ihrer Seidenstrümpfe, ja sogar ihrer Strumpfbänder . . .

— Kein Wort weiter! rief Frau von Livelin blaß vor Zorn und Schrecken.

Herr von Puyroche hatte sich erhoben.

— Ich wußte wohl, sagte er, daß die bloße Aufzählung dieser Pantomimenspiele den berechtigtesten Widerstand in Ihnen wachrufen werde. Es bleibt nichts übrig, als mich dafür zu entschuldigen, daß ich auch nur einen Augenblick gedacht habe, Sie könnten, Madame . . .

— Nein, entschuldigen Sie sich nicht! rief Frau von Livelin, plötzlich in ein helles Lachen ausbrechend. Ich habe die Rolle übernommen und werde sie spielen, so wie sie ist.

### III.

Seit einer vollen Stunde harrete Frau von Courance der Rückkehr des Autors.

— Endlich sind Sie da! rief sie, als er kam. Nun denn?

— Nun denn: es ist mir nicht gelungen. Sie behält die Rolle.

— Wie? Trotz der Aenderungen, die Sie daran vorgenommen haben.

— Ja.

— Trotz der Nothwendigkeit, sich vor aller Welt zu entkleiden?

— Ja.

— Trotz des Spiels hinter der spanischen Wand?

— Ja.

— Sie willigt ein, daß man sie um den Leib fasse, ihr die Hände küsse?

— Ja.

— Sie ist einverstanden, daß man ihre Schultern liebkose, sie in die Arme schließe?

— Ja.

— Daß man ihre Strümpfe, ihre Strumpfbänder betrachte?

— Sie willigt in Alles ein.

Frau von Courance war dermaßen wüthend, daß sie sich mit ihren kleinen Wolfzähnen in die Finger biß.

— Umso schlimmer! rief sie. Es wird einen Skandal geben. Da sie die Rolle nicht gutwillig hergeben will, werden Sie ihr sie wegnehmen.

— Leider geht Das nicht mehr, theure Elisabeth, entgegenete Herr von Puyroche betrübt.

— Warum denn nicht?

— Weil . . . weil . . . wir die Rolle zusammen probirt haben.



## Caviar-Schnitten.

Aus der Zosenvelt.

Eine junge Frau wird von ihrer Zose bei einer zärtlichen Unterredung mit einem Hausfreunde überrascht. Die Zose sieht das Entsetzen ihrer Gebieterin und beeilt sich, diese zu beruhigen.

— Fürchten Sie nichts, Gnädige, ich sag's dem gnädigen Herrn nicht, wir sind jetzt „faché“.

\*

Geburts-Anzeige.

Herr A. telegrafirt an seinen Freund B.:

„Meine Frau hat heute Nacht glücklich zwei Knaben geboren. Morgen mehr.“

\*

Von der Börse.

Goldstein: Was ist der gestrige Schlusskurs?

Silberstein: Der Dreiperzentigen?

Goldstein: Nein, der kleinen Wigi Finslerl.

\*

Lili's Stylübungen.

Wie sagt man besser: „Lieber Freund, ich erwarte Sie heute Abend in meiner Wohnung“ — oder: „Lieber Freund, erwarten Sie mich heute Abend in Ihrer Wohnung“?

\*

Eine, die sich auskennt.

Herr X. und Herr Y. werben um die Hand der kleinen Bella. Freunde und Verwandte sind neugierig, wem die Kleine den Vorzug geben werde. Auf eine diesfällige Frage einer Tante erwidert Bella treuherzig:

— Oh, der X. ist mir bei Nacht lieber, als der Y. bei Tage!



## Das Portrait.

Eine Ehestandsgeschichte aus dem Wiener Highlife.

Von Brada.

### I.

Frau von Lilienfeld war eine sehr schöne Dame; allein bis zu dem Tage, an welchem ihr Gatte seine Einwilligung gab, daß sie sich von dem berühmten Portraitmaler Graul malen lasse, schien die Welt im Allgemeinen und Herr von Lilienfeld im Besonderen wenig empfänglich für diese Wahrheit. Der Maler Graul aber war ein Enthusiast: im ersten Augenblicke erklärte er, die Augen und der Teint der Frau von Lilienfeld seien das Herrlichste, was er jemals gesehen, daß diese ausdrucksvolle Physiognomie ihn im höchsten Grade interessire, daß sie die Büste einer Göttin habe und daß er ein Meisterwerk zu schaffen hoffe. Von diesem Augenblicke an betrachtete Herr von Lilienfeld seine Gemahlin mit einer ganz neuen Wohlgefälligkeit. Da sie ihm eine Mitgift von 600,000 Gulden zugebracht, hatte er bisher noch nicht daran gedacht, in sie verliebt zu sein; als aber die Erklärungen des Malers seine Eitelkeit wachriefen, erschien ihm seine Frau in einem ganz andern Lichte und er war erstaunt, sie so reizend zu finden! Frau von Lilienfeld sollte nun Freuden kennen lernen, die ihr bisher völlig fremd geblieben. In der großen Genugthuung, welche die Entdeckung der Schönheit seiner Frau

ihm verursachte, sprach Herr von Lilienfeld in seinem Club mit bescheidener Miene von dem Portrait, welches Graul malte, und er rühmte das wunderbare Talent des Künstlers. So erregte er bei Vielen den Wunsch, das Portrait zu besichtigen und dieses rief in der That die Begeisterung Aller hervor, die es sahen. Der Maler, dessen Ruhm es war, die weiblichen Reize in so eleganter und gewinnender Manier auf die Leinwand zu zaubern, hatte dieses Mal sich selbst übertroffen. Frau von Lilienfeld war in der mythologischen Ausrüstung der „Diana auf der Jagd“ dargestellt: das edle Haupt mit den weit offenen Augen war göttlich verführerisch; das reiche, schwarze Haar war in einen Knoten hoch geschürzt und scheinbar doch so lose, als wollte es jeden Augenblick sich lösen, um über den Rücken herabzuwallen. In diesem Portrait lag ein stolzer, großer Zug, den bisher noch Niemand in Frau von Lilienfeld vermuthet hatte. Als Herr von Lilienfeld die allgemeine Bewunderung sah, konnte er nicht umhin, sich selbst zu seiner Großmuth zu beglückwünschen. Es gehört schon ein tüchtiges Stück Geld dazu, um sich ein Portrait von Graul zu gönnen und diese Thatsache allein genügt, um Einen im Ansehen der Gesellschaft sehr hoch zu stellen.

Dies sollte das Ehepaar Lilienfeld alsbald wahrnehmen. Bisher hatten sie zu jenen zahlreichen Familien gehört, die in der Residenz mit einer Rente von 30—40,000 Gulden mehr oder weniger gut leben. Frau von Lilienfeld empfing zur Bestreitung ihrer Toilette ein anständiges Madelgeld, mit welchem sie aber keine Wunder wirken konnte noch wollte. Sie

besuchte Gesellschaften, ohne aber daselbst mehr denn einen Achtungserfolg zu erzielen.

Als sie ihr Portrait in der Gemälde-Ausstellung an dem ihm gebührenden Plage sah und die Lobpreisungen des Publikums hörte, war sie geblendet. Allerdings hatte Graul sie auf diesen großen Erfolg einigermaßen vorbereitet. Graul verliebt sich aus Prinzip niemals in seine Modelle, umso höher wird sein selbstloses Urtheil geschätzt. So schüchtern sie bisher gewesen, fühlte jetzt Frau von Lilienfeld, daß nichts in der Welt fortan sie erschrecken könnte. Sie setzte alle Welt in Erstaunen durch die Art und Weise, wie sie die Lobeserhebungen entgegennahm. Es regnete Einladungen an sie; Jedermann wollte die Ehre genießen, das Original des Aufsehen erregenden Portraits bei sich zu sehen. Bei allen Theegesellschaften, bei allen Soireen, Bällen, Hauskonzerten mußte Frau von Lilienfeld dabei sein; die Herren strömten massenhaft herbei und warben um die große Ehre, ihr vorgestellt zu werden. Die Dame war übrigens gewissenhaft und da sie die Gewißheit hatte, den Vergleich mit dem Portrait bestehen zu können, kleidete sie sich in einer Weise, um demselben so ähnlich als möglich zu sein. Ihr von diesem großen Erfolge entzückter und begeisterter Gemahl hatte ihr einen Halbmond von kostbaren Brillanten zum Geschenke gemacht, welchen sie mit dem Stolze der Göttin trug, als welche sie portrairt war.

Bald hatte sich ein Hof um sie gebildet, aber sie beobachtete bis zu einem gewissen Grade ihre Haltung einer über-

legenen Person. Sie hörte zu, ohne zu antworten. Sie schaute umher, benahm sich den Gebieterinnen des Hauses gegenüber liebenswürdig und bewahrte im Uebrigen ihre stolze Haltung. Herr von Lilienfeld war entzückt. Da sein Geschmack ein sehr gewöhnlicher war, machte man ihm seine Liebesverhältnisse sonst nicht streitig, und er war sehr stolz, der Gemahl dieses Wunders von einer Frau zu sein. Dies erklärte ihm auch die plötzlich ausflodernde Leidenschaft, welche Fräulein Célimène, erste Kunstreiterin des Sommer-Zirkus, für ihn bekundete. Aber er hatte keine Zeit, an derlei Dinge zu denken. Nachdem die Gemälde-Ausstellung geschlossen wurde, galt es nun, das Portrait seiner Gemahlin in seinem Hause an einem geeigneten Orte unterzubringen. Jedermann ertheilte ihm Rathschläge hierüber und er hatte das Gefühl, daß die Lösung dieser schwierigen Frage ihn allein angehe. Er war entschlossen, sie in vorzüglicher Weise zu lösen. Bisher hatte ihn das Leben vor keine großen Probleme gestellt; aber jetzt, da es anerkannt war, daß seine Gemahlin eine der schönsten Frauen, wenn nicht die schönste Frau der Residenz war, umschwärmt und umworben vom Prinzen Peyritz, vom Grafen Breves und vom Eisenbahnkönig Goldenheim, — jetzt begriff Lilienthal, daß er zu Allem berufen sein könne und daß sein Geschmack ein tadelloser sein müsse. Um sich dessen zu versichern, berieth er sich mit einem Architekten, der als Dekorateur einen Namen hatte und der seine Ideen begriff, noch ehe er dieselben zum Ausdruck brachte.

## II.

Man mußte Gesellschaften empfangen, um das Portrait und den Rahmen, der ein Meisterwerk war, bewundern zu lassen. Ohne zu zögern hatte Herr von Lilienfeld seine Bücherei demoliren und sein Arbeitszimmer von unterst zu oberst kehren lassen; denn als verbissener Eigenthümer behauptete er, das Portrait sei vornehmlich für ihn da. In einer Art Kapelle, die mit kostbaren Stoffen dapiert war, stand die Staffelei mit dem Portrait. Hochragendes Pflanzenwerk, mit kunstfönniger Hand geordnet, umgab wie ein zweiter Rahmen das Meisterwerk und erweckte so die Illusion eines Waldes, wo im bleichen Morgenlichte die verliebte Göttin ihre Speere schleudert. Gewöhnlich wallte ein Vorhang von schwerem Sammt über das Portrait hernieder; denn nicht Jeder, der ins Haus kam, ward zur Bewunderung des Meisterwerkes zugelassen. Diese Vorsicht schien Herrn v. Lilienfeld einen sehr vornehmen Geschmack zu bekunden und er dankte sich selbst dafür, als wäre diese Idee von ihm erfunden worden. Dieselbe erregte übrigens allgemeine Bewunderung. Der Prinz von Peyritz, der nur selten lobte, erklärte, er hätte nicht geglaubt, daß ein so zarter und sinniger Gedanke dem Gehirn eines Chemannes entspringen könnte. Herr v. Lilienfeld begriff sofort, daß es keineswegs lächerlich, sondern vielmehr eine sehr wirkungsvolle Sache wäre, eine glühende Leidenschaft für seine Frau zur Schau zu tragen, und er richtete sich sogleich darauf ein. Zehn Jahre lang hatte er in seiner Gemahlin eine sanfte, unterwürfige Ehegattin gefunden, die nur selten klagte, und wenn sie es that, sich alsbald in Thränen auflöste. Er hatte allezeit seine eheherrliche Autorität unerschütterlich hoch gehalten, so daß seine Rückkehr zu huldvoller Zärtlichkeit immer wieder mit freundiger Dank-

barkeit aufgenommen wurde. Er hielt sich denn für den absoluten Herrn der Situation; aber er sollte bald wahrnehmen, daß die Dinge sich beträchtlich geändert hatten. Bei der ersten zärtlichen Unterhaltung trat Frau von Lilienfeld mit ganz bestimmten Forderungen auf. Vor Allem machte sie ihm eine Scene, die der Vergangenheit galt, und erklärte ihm rundweg, daß sie keine Nebenbuhlerinnen wolle, weder unter den Zirkus-Reiterinnen, noch überhaupt. Sie setzte ihm ihre Entwürfe für die Zukunft klar auseinander und dieselben spitzten sich in dem Satz zu, daß sie in allen Stücken unumschränkte Herrin sein wolle. Auch in der Geldfrage ließ sie alle Schonung beiseite und erinnerte Herrn von Lilienfeld daran, (unerhört!) daß sie ihr eigenes Vermögen besitze. Herr von Lilienfeld fand zwar die Idee, daß das Vermögen seiner Frau nicht sein Eigenthum sei, ungeheuerlich; aber es gibt Augenblicke, in welchen man zu Zugeständnissen geneigt ist. In einem solchen Augenblicke befand er sich und er willigte in Alles.

Wenn übrigens Frau von Lilienfeld in der Einsamkeit ihrer Gemächer, wo sie jetzt nicht mehr so verlassen war, ihrem legitimen Herrn und Besitzer das Leben ziemlich sauer machte, so fand er hiefür Trost und Ersatz in der offiziellen Ausübung seiner Gattenrolle. Es war ihm so lieblich, sich sagen zu können, daß er allein das Recht habe, den Vorhang von rothem Sammt zu heben, der das Portrait verhüllte.

Trotz ihres ehelichen Glückes gestattete Frau von Lilienfeld dem Prinzen von Peyritz und dem Grafen Breves, sie darob zu beklagen, daß sie „einem Tölpel wie dieser Lilienfeld“ angehöre. Oh, diese Herren machten nicht viele Umschweife. Was soll man auch von einem Manne halten, der in zehn Jahren nicht bemerkt hatte, welches Juwel, welches Wunderweib er besaß! Frau von Lilienfeld fand in der That, daß ihr Gatte dieserhalb sehr zu verdammen sei; aber sie vertheidigte ihn dennoch einigermaßen; er habe auch gute Eigenschaften und habe sie im Grunde doch stets geliebt, sagte sie. Die Herren zuckten die Achseln. Arme Frau! . . . Jawohl, sie bedauerten sie. Die Art und Weise des Prinzen, ihr sein Mitgefühl auszudrücken, bestand darin, ihr flüchtige Küßchen auf die Hand zu hauchen, während Graf Breves wild die Augen rollte, wenn er ihr sein Beileid mitzutheilen suchte. Sie unterließen es auch nicht — natürlich Jeder für sich — mit ihr die Möglichkeit der Schadloshaltung zu erörtern . . .

## III.

Die Einbildungskraft der Frau v. Lilienfeld hatte seit einigen Monaten einen weiten Weg zurückgelegt. Sie hatte mit geheimem Mißvergnügen die Erfahrung gemacht, daß viele Frauen eine ungleich höhere gesellschaftliche Stellung hatten als sie, und sie fragte sich erstaunt, weshalb sie Herrn v. Lilienfeld geheirathet habe? Sie fühlte mit einem Male den Beruf in sich, große gesellschaftliche Erfolge zu erzielen, — und zwar nicht bloß die Erfolge einer schönen Frau. Der Prinz v. Peyritz hatte ihr in diesem Punkte völlig „die Augen geöffnet“ und Dies war nicht geeignet, sie ihrem Gatten liebenswürdiger zu machen. Er fuhr fort, das Portrait anzubeten, aber das Original hatte vielleicht weniger Reiz in seinen Augen. Er fand, daß es ihm zu seinem häuslichen Glück vollkommen

genüge, der Gatte der schönen Jägerin zu sein, die in seiner Gegenwart mit gierigen Augen verschlungen wurde. Er war völlig auferbaut über die Eifersucht, die er einzulösen geeignet war und Dies machte ihn in den eigenen Augen um einige Fuß größer; was jedoch die intimen Freuden betrifft, fand er, daß Fräulein Célimène vom Sommer-Zirkus ihm genüge. Diese war nicht stolz und wenn sie sich ihres Werthes bewußt war, mußte sie sich ihrem großmüthigen Beschützer dankbar zu Füßen werfen. Liliensfeld hatte denn seine galante Lebensweise von früher wieder aufgenommen; seine Gattin schritt weiter auf dem Wege ihrer Erfolge; er gewann allmählig die ganze Bedeutung eines Mannes, der eine schöne Frau sein eigen nennt.

Er war glücklich.

Doch er sollte aus seinem Glückstraum zu einer schrecklichen Wirklichkeit erwachen. Eines Tages ließ Frau v. Liliensfeld durch eine polizeiliche Kommission in der Wohnung des Fräulein Célimène den Ehebruch des Herrn von Liliensfeld konstatiren und es begannen nun für diesen alle Verdrießlichkeiten, die ein Ehescheidungs-Prozeß im Gefolge hat.

Herr v. Liliensfeld war zu Boden geschmettert. Seit dem großen Erfolge seiner Frau hatte er geglaubt, ihm sei Alles gestattet, und er war zuhause so liebenswürdig gewesen. Wie hätte er denken können, daß eine Frau, die zehn Jahre lang sich darauf beschränkt hatte, ihn unter Thränen zu beschwören, daß er ihr treu bleiben möge, mit einer solchen Kühnheit vorgehen könnte? Und er liebte sie jetzt sehr; er versuchte sie zur Vernunft zu bringen. Allein sie war unerschütterlich; sie habe seine schimpfliche Untreue satt, sagte sie, und wolle ihr Vermögen nicht länger vergeuden lassen; sie sei sich ihres Werthes bewußt und wolle sich von ihm scheiden lassen.

Sie fand in ihrem häuslichen Mißgeschick sehr viele Freunde und Vertheidiger; sie war nicht bloß eine Schönheit ersten Ranges, sondern auch ein Engel an Güte und Sanftmuth, und man zweifelte nicht, daß sie eine höchst vortheilhafte Heirath in Aussicht habe. Auch das Gericht gab ihr glänzende Genugthuung; auf den Rath des Prinzen von Leyritz begnügte sie sich mit einer Trennung von Tisch und Bett; für eine gänzliche Scheidung sei die öffentliche Meinung noch nicht reif, hatte er ihr gesagt. Und Frau von Liliensfeld hatte nachgegeben.

Gewiß hatten der Prinz Leyritz und der Graf Breves ihr sehr viel Wohlwollen bewiesen, aber im Hinblick auf die gegebenen Umstände war man beiderseits zu großer Vorsicht genöthigt und nach einigen Monaten fand Frau von Liliensfeld das Leben nicht so schön, als sie geglaubt hatte, und sie bereute allgemach, ihrem Advokaten, dem Doktor Cherubini nicht Gehör geschenkt zu haben, der ihr zuerst die Versöhnung mit ihrem Gatten angerathen, dann aber, als sie nicht nachgab, diesen wie einen Bagnosträfling verfolgt hatte.

Dies that ihr jetzt leid: denn der arme Mensch hatte auch seine guten Seiten. Er hatte mit aller Macht den Besitz des berühmten Portraits verfochten und Frau von Liliensfeld wußte von ihrer Kammerfrau, daß er in seiner neuen Wohnung die Staffelei in ihrer ganzen Pracht wieder hatte aufstellen lassen.

Nachdem das erste Erstaunen über das auf ihn hereingebrochene Mißgeschick vorüber war, hatte man sehen können, daß Herr v. Liliensfeld seine Sache sehr philosophisch nahm. In der Gesellschaft ward er sehr geschätzt. „Das ist ein Mann,

— sagte man — von dem die schönste Frau der Hauptstadt sich scheiden läßt, weil er ihr untreu ist.“ Die Frauen sagten: „Welch' ein Schwachkopf!“ und fanden, daß er im Grunde Recht habe und daß an Frau von Liliensfeld nichts so Außerordentliches sei. Hätte der Maler Graul sie nicht entdeckt, man würde von ihr gar nicht reden. Das Portrait sei an dem ganzen Rummel schuld . . .

Die Begierde nach dem Besitze dieses Portraits war bei Frau v. Liliensfeld zu einer wahren Leidenschaft geworden; sie verlor darob völlig ihre Ruhe. Sie mußte dieses sprechende Zeugniß ihrer Schönheit haben, diesen Spiegel, der alle anderen Spiegel übertraf; sie hatte sehr beträchtliche Angebote für das Portrait stellen lassen, aber vergebens. Herr von Liliensfeld hatte erklärt, daß er sich von dem Portrait niemals trennen würde und der Prinz von Leyritz hatte ihr dieserhalb sogar eine Eifersuchts-Szene gemacht. Wie? dieser Tölpel soll das Recht haben, sich an dem Anblick dieser wunderbaren Reize zu weiden? Und sie werde so lange nicht völlig frei sein, als Liliensfeld dieses Portrait behält. Und man wußte durch die Kammerfrau, daß er es in sein Schlafgemach habe bringen lassen und daß der Vorhang von rothem Sammt gerade vor seinem Bette das Bild verhülle. Sie war dazu verurtheilt, ihm zuzulächeln, ihre verheißungsvollen Augen auf ihn zu richten. Das war grausam! Diesen Gedanken konnte sie nicht ertragen.

Da sie mit gesetzlichen Mitteln nichts ausrichtete, war sie entschlossen, zu anderen ihre Zuflucht zu nehmen. Julie, die Kammerzofe der Frau von Liliensfeld, war eine sehr anständige Person und fand es ganz natürlich, daß eine Frau, selbst wenn sie von ihrem Gatten getrennt lebte, den Wohnungsschlüssel desselben zu besitzen wünschte. Julie ihrerseits betrachtete Eduard, den Kammerdiener des Herrn von Liliensfeld, als das höchste Ziel ihrer Wünsche. Was war daher natürlicher, als daß eines Abends, wenn Herr v. Liliensfeld im Zirkus sitzen würde, sie ihrerseits mit Eduard ins Theater gehen würde? Was inzwischen in der Wohnung des Herrn von Liliensfeld geschehen würde, geht sie nichts weiter an.

#### IV.

Die Wohnung war leer, aber im Vorzimmer brannte eine Gasflamme und im Gemach des Herrn von Liliensfeld war die Lampe angezündet. Es mochte zehn Uhr sein, als Frau von Liliensfeld zitternd die Gargonwohnung Desjenigen betrat, dessen Namen sie noch vor Kurzem getragen. Ihr Herz pochte heftig bei dem Anblick der ihr wohlbekanntem Möbel. Die Hüte und Handschuhe, die herumlagen, gaben dem Raum eine Lebendigkeit, welche ihrem eigenen Vorzimmer fehlte. Sie huschte hindurch und gelangte in das nächste Zimmer, das Schlafzimmer. Dasselbe war nicht groß und recht traulich; sie erkannte einige Gegenstände, die sie ihm geschenkt hatte. Der arme Mensch! Oh, er liebte sie mehr, als sie geglaubt hätte. Wie festgebannt blieb sie vor der Staffelei stehen, die sie an so viele Dinge erinnerte. Ach, dieses Portrait, dieses Portrait, das einen neuen Abschnitt in ihrem Leben herbeigeführt hatte! Es stand jetzt vor seinem Bette. Der arme Junge! Sie war vielleicht doch zu hart gegen ihn gewesen. In ihrem Mitleid

wollte sie hier ein wenig herumwirthschaften und guckte in die Schubfächer. Vor dem Kamin lag das seidene Nachthemd; — sie hatte es ihm nebst zwei andern gekauft. Ihr Mann hatte ja auch seine guten Augenblicke und man muß den Männern Vieles nachsehen. Sie nahm die Lampe und stellte sie so, daß das Portrait gut beleuchtet sei. Dann holte sie aus der Tasche ein feines Messer hervor, welches sie mitgebracht hatte, um die Leinwand von dem Rahmen loszulösen. Nicht länger durfte ihr Bild vor diesem Bette stehen, in welchem jetzt ohne Zweifel . . . Sie erröthete und seufzte tief. Dann faßte sie mit zitternder Hand den rothen Sammtvorhang und schlug ihn mit einem Ruck empor. Da war das Bild, aber — Frau von Lilienfeld blieb mit stieren Blicken, wie eingewurzelt vor demselben stehen.

Anstatt der Diana mit den weißen Schultern, anstatt ihres idealisirten Bildes lächelte ihr der Doktor Cherubini entgegen, in schwarzem Rock und weißer Halsbinde, die goldene Brille vor den schlauen, grauen Augen. Die Ironie war furchtbar! Mit wüthender Geberde fuhr die arme Frau mit dem Messer in die Leinwand, just in die Augen dieses unverschämten Advokaten und schnitt das Bild von oben bis unten entzwei.

Dann entfloß sie aus dem Gemach, wie von tausend Furien gejagt . . .

### Monologe einer jungen Frau.

Warum man nur die Männer das starke Geschlecht nennt? Sie übertreffen doch uns Frauen in nichts Anderem so sehr als in der Schwäche.

\*

Das Schönste, was die Natur dem Manne zu sagen hatte, sagte sie ihm in der Frau.

\*

In so manchem schönen Frauenauge ist der Beginn eines verbotenen Romans zu lesen.

\*

Das Bett ist von einem Ehemann, die Chaise longue von einem Liebhaber erfunden worden.

\*

Der Mann rede wie er denkt, die Frau rede, wie sie fühlt.

\*

Der Fehler einer Frau ist oft lieblicher, als sämtliche Tugenden eines Mannes.

\*

Manche Frauen treiben Wucher mit ihrer Liebe.

\*

Die „ewige Treue“ ist nur mehr in den Liebeschwüren der Frauen zu finden.

\*

Manche Frau fordert mehr Liebe, als zehn Männer erwidern können.

\*

Die Frauen sind unvollkommen, aber wer fragt im Glück nach der Vollkommenheit?

\*

Ein Strumpfsband ist gefährlicher als zwei Tournuren.

### B u s p ä t.

Die reizende Tänzerin Leontine steht mit ihrem Freunde, einem reichen Russen, vor einem Juwelierladen und hat den Einfall, einen dort zur Schau gestellten, höchst kostbaren Schmuck zu begehren, da er im Lichte der Gasflammen gar so verführerisch leuchtet. Der Russe, erschreckt von den großen Wünschen, die beständig aus dem kleinen Munde strömen, hat den Muth, zum erstenmale Nein zu sagen.

Nach einem kleinen Wortwechsel trennt sich das Paar unter beträchtlicher Verstimmung.

Am nächsten Morgen wird Leontine ein junger Mann gemeldet, der durchaus in ihr Boudoir treten wolle und dies Verlangen dadurch unterstützt, daß er Ueberbringer eines kostbaren Schmuckes wäre.

Dies Argument verschafft ihm sogleich Zutritt.

Der junge Mann erklärt, Attaché der englischen Gesandtschaft zu sein, verpflichtet, noch an demselben Tage abzureisen. Am Abend vorher hätte er zufällig den Wortwechsel wegen des Schmuckes belauscht und nicht widerstehen können, ihn zu kaufen und der gefeierten Künstlerin zu Füßen zu legen.

Jedermann wird die Dankbarkeit der Tänzerin begreifen und auch ihren Eifer, in Hinblick auf die nahe Abreise diese ihre Dankbarkeit sogleich zu bethätigen . . .

\*

Nach der Entfernung des jungen Mannes hat Leontine kaum den Schmuck an sicherem Orte geborgen, als der Freund Russe in das Zimmer tritt. Er sieht überall umher und scheint vergebens etwas zu suchen.

— Haben Sie nicht den Schmuck erhalten?

— Welchen Schmuck?

Es kommt zu Erklärungen; der Russe hatte dem Groll der kleinen Freundin nicht lange zu trotzen vermocht, den Schmuck gekauft und einen jungen Kommiss des Juweliers beauftragt, die Gabe in das Haus der Beschenkten zu bringen, um sie beim Erwachen damit zu überraschen.

— Und der Kommiss ist noch nicht erschienen?

— Ach ja, ich habe den Schmuck, stammelt die deprimirte Tänzerin verlegen. Aber Sie sind doch nicht Attaché der englischen Botschaft! . . .

Tableau!

### An eine Tänzerin.

Nie sah ich wohl so schöne Formen,  
Wie jene Tänz'rin mir enthüllt,  
Sie schwenkt kokett das leichte Röckchen  
Und tanzt dazu bacchantisch — wild.

Ne Medaille ließ ich prägen,  
Hab' sie „der Schönheit“ zuerkannt.  
„Wem gibst Du sie? Der Ballerine?“  
„„Nein, ihrem Wattelieferant!““ — — —

A. Sor.



— Wie, Du bist jetzt Operettensängerin! Hast Du denn Stimme?  
— Nein; aber mein Direktor sagt: mit solchen Waden singt man  
immer schön.



## B w e i !

Eine Schweizer Geschichte. Von Armand Silvestre.

### I.

Am Fenster ihres Hauses, das in der schönsten Straße von Basel stand, saß die Wittve Merminod bei ihrer Penelope-Arbeit, die ihr die Stunden der Einsamkeit erträglich macht, bei einer prächtigen Landschaft in Tapissiererei, welche als Decke ihrer im Salon stehenden Causense bestimmt ist. Unter ihren fleißig schaffenden weißen, fetten Fingern einer lebenswürdigen Dreißigerin ist ein wasserblauer Himmel mit kleinen, grauen Wolken entstanden; ein Taubenschwarm läßt sich auf dem Kirchturm nieder, an welchem die Uhr zu sehen ist, ohne welche man die schweizerische Natur nicht begreift. Im Hintergrunde gibt es natürlich blaue Berge, im vordern Felde weidende Kühe mit einem Hirten. Das Ganze ist entschieden bezaubernd. Wie fast alle Häuser in der Schweiz, in Belgien und in Holland ist auch dasjenige der Wittve Merminod außen mit einem schief hängenden Spiegel versehen, welcher den Insassen des Hauses gestattet, schon aus der Ferne Diejenigen zu sehen, die sie besuchen wollen, so daß sie sich vor lästigen Leuten schützen können, indem sie ihnen die Thüre nicht öffnen. Dies ist eine sehr geschickte Einrichtung; sie macht den Hausmeister überflüssig, was eine unschätzbare Wohlthat ist, und bietet den Damen mit sitzender Lebensweise eine wohlfeile und fortwährende Zerstreuung.

Der Frau Wittve Merminod entging auch nichts von dem Kommen und Gehen der Leute, welche ihre Straße passirten. Sie kannte ihre Gewohnheiten und interessirte sich für die geringsten Störungen in denselben. Das Café „zu den drei Königen“ lag unfern von ihrem Hause, auf der anderen Seite der Straße. Es war von den besseren Bürgern besucht und es war für Frau Merminod ein unschuldiges Vergnügen, zu beobachten, wie gegen fünf Uhr die Stammgäste dieses Kaffeehauses einer nach dem andern ankamen. Sie kannte fast alle diese Herren bei ihren Namen. Tauchte ein neuer Klient auf, dann holte sie in verschwiegener Weise im Stadtviertel Erkundigungen über ihn ein. So nahm sie, ohne den Tabakrauch einathmen zu müssen, an dem Kaffeehausleben theil, das

in den provinziellen Sitten — überall in der Welt — einen so wichtigen Platz einnimmt. Und die Heimkehr der wackeren Bürger war ihr wieder ein Zeitvertreib. Sie las es Jedem aus dem Gesichte ab, ob er im Trie-trac gewonnen oder im Domino einen tüchtigen Aderlaß empfangen hatte. Dies war sehr ergötlich besonders für eine arme Person, deren Jugend ganz und gar nicht heiter gewesen. Weiland Herr Merminod (Gott habe seine Seele gnädig, denn weiter hatte er auch nichts!) war kein schlechter Ehemann gewesen, ja er war überhaupt kein Ehemann gewesen. In Betreff der kostbarsten Gabe hatte die Natur ihn so stiefmütterlich bedacht, daß er an der Seite seiner Frau für einen puren Geist gelten konnte. Nichts, nichts, nichts! Ach, ihre Nächte waren gar trübselig gewesen; denn unter ihrem frommen Aeußern bargen sich bei Frau Merminod glühende Leidenschaften und sie hatte keinen Gatten genommen, um mit ihm die Bibel zu lesen. „Thue das Gute alle Tage!“ heißt es in der heiligen Schrift; aber der arme Merminod that es nicht ein einziges Mal im Jahre, und seine Gattin, die nur Ehrenhalber diesen Namen trug, ergab sich nur sehr unwillig in ihr Schicksal. Als er starb, beweinte sie ihn zwar, aber ohne Ueberzeugung, und sagte sich, daß der liebe Gott ihr einen Ersatz schuldig sei. Allein, die Werber um Wittwen waren in Basel selten, wie sie es überall sind. Sie suchte die Flammen ihrer Einbildungskraft zu dämpfen, indem sie sich mit Feuereifer auf die Tapissiererei warf, ohne aber deshalb das Thun und Treiben der Gäste des Kaffeehauses „zu den drei Königen“ aus den Augen zu verlieren.

— Ah, Herr von Labadens! rief sie plötzlich aus, als sie einen hochgewachsenen, schönen Mann auf der Straße auftauchen sah. — Er hat sich heute um fünf Minuten verspätet.

Anstatt nun seine Schritte nach dem jenseitigen Steig zu lenken, an welchem das Kaffeehaus lag, verschwand dieser Herr von Labadens plötzlich von der Straße, indem er sich nach der Seite wandte, auf welcher das Haus der Frau Wittve Merminod stand. Sein Bild verschwand vom Spiegel und als die Wittve sich zu dem Spiegel neigte, mußte sie annehmen, daß Herr von Labadens vor ihrer Hausthüre stehen geblieben sei. Wollte er im Hause einen Besuch machen? Bei wem? Etwa bei ihrer Nachbarin im zweiten Stock? Sie hatte nie gehört, daß die Beiden mit einander bekannt wären. Uebrigens wird sie ja hören, ob Jemand anlätet und die Stiege heraufkommt.

Aber es geschah nichts Dergleichen. Sie hörte kein Läuten und keine Schritte. Sie war sehr überrascht; ihre Neugierde war auf's Höchste gestiegen. Sie warf die Arbeit auf den Tisch hin und neigte sich zum Fenster hinaus, um zu schauen. Doch fuhr sie sogleich wieder zurück, indem sie ein furchtbares Ha! ausstieß.

### II.

Es ist vielleicht an der Zeit, dem Leser den Herrn von Labadens vorzustellen, den Helden meiner Geschichte. Er ist ein Held, einer der hundert Schweizer, welche im Jahre 1830 den Versuch machten, die legitime Monarchie gegen das ganze französische Volk zu vertheidigen. Denn ich habe vergessen zu sagen, daß diese Geschichte sich im Jahre 1831 ereignete, ein Jahr nach der Juli-Revolution. Der edle Herr v. Labadens war dann heimgekehrt nach seiner Geburtsstadt und gehörte zu

den getreuesten Stammgästen des Kaffeehauses „zu den drei Königen“. Er leerte da täglich eine erkleckliche Anzahl von Biergläsern und rauchte dazu seine hohe Porzellanpfeife. Er war nicht mehr ganz jung, aber vorzüglich erhalten, von schönem Wuchse und sanfter Männlichkeit im Blicke, ein martialisches Gesicht mit einem starken, blonden Schnurbart, in welchem der Bier Schaum sich gern festsetzte. Herr von Labadens benahm sich den Damen gegenüber sehr artig, hatte aber nichtsdestoweniger die eingefleischten Gewohnheiten eines Junggesellen bewahrt und kam wenig in Gesellschaft.

Es war denn auch keineswegs seine Absicht, einen Besuch zu machen, als er sich der Thüre des Hauses näherte, an dessen Fenster Frau Wittve Merminod ihre Landschaft anfertigte. Die Dame hatte ganz recht bemerkt, daß er sich an diesem Tage verspätet hatte; darum hatte er denn auch zuhause nicht Zeit gefunden, vor dem Ausgehen eine gewisse Vorsicht zu gebrauchen, die sehr nothwendig ist in einer Stadt, wo die öffentlichen hydraulischen Anstalten völlig unbekannt sind. Nicht der Durst war es, was den ehemaligen Soldaten nach der schattigen Dase dieses Hauses trieb, sondern das gerade Gegentheil. Ich weiß nicht, ob ich mich gut verständlich gemacht habe. Er war ein vorsichtiger Mann, der nicht mit vollem Felleisen im Kaffeehause eintreffen wollte.

Als er sich vor indiscreten Blicken sicher glaubte, hatte er die linksseitige Knopfreihe seines Hosensatzes — in jener Zeit trug man noch Hosen mit Läden — geöffnet; diese halbe Maßregel würde genügt haben, um seinen Absichten freien Lauf zu geben und seine Aktionsmittel bloßzulegen. Diese letzteren hatte die Wittve erblickt und dieser Anblick hatte sie vermocht, schleunigst das Fenster zuzuschlagen und ein Ha! auszustoßen, in welchem ebensoviele Entrüstung wie Bewunderung liegen mochte. Die Verletzung des Schamgefühls entbehrt manchmal nicht eines gewissen Reizes. Nichts ist so lieblich, als skandalisirt zu sein durch einen Anblick, an welchem man unschuldig ist.

Herr v. Labadens hatte die geräuschvolle Bewegung des Fensters gehört, welche ihm den Gedankengang in jäher Weise abschchnitt, — glücklicherweise nichts Anderes. Mit einer instintiven Geberde packte er wieder ein und schloß die Bude. Allein, das Bedürfnis war gebieterisch vorhanden und er entschloß sich, einen Augenblick zu warten, um dann von neuem die Befriedigung desselben zu versuchen. Nachdem eine Weile verstrichen war, öffnete er von neuem die Zugbrücke, aber diesesmal von der anderen, von der rechten Seite.

### III.

Während dieser kurzen Pause aber hatte sich in dem Kopfe der Frau Wittve Merminod eine lebhafteste Gedankenarbeit vollzogen. Sie hatte ihre Handarbeit wieder an sich genommen und ihren Beobachtungsposten vor dem Spiegel wieder bezogen. Sie dachte, sie würde den unvermutheten „Auffritzer“ binnen wenigen Sekunden erleichtert, mit elastischen Schritten, die Porzellanpfeife in der Hand, über die Straße gehen, seine Schritte nach den „drei Königen“ lenken sehen. Aber es geschah nichts dergleichen. Was war aus ihm geworden? War Das,

was sie vorbereiten gesehen hatte, etwa nur die Einleitung zu einer größeren Aktion? Pfu! Nein, Das wäre unmöglich am hellen Tage! Oder hatte er wirklich die Absicht, einen Besuch in dem Hause zu machen und wollte er eine Vorsicht gebrauchen, um später im Flusse der Unterhaltung nicht gestört zu sein? Sie sah nichts und hörte nichts und konnte sich die Sache nicht erklären. Sie hielt es nun nicht länger aus, legte ihre Arbeit abermals aus der Hand und öffnete von neuem das Fenster, just zur rechten Zeit, um eine neue Ausgabe des Werkes des Herrn von Labadens zu sehen, nur daß das Bild sich diesmal auf der rechten Seite befand, während sie es vorhin auf der linken Seite gesehen hatte. Betroffen sank sie in ihren Lehnsessel zurück; ihre Erregung war so groß, daß sie das Fenster zu schließen vergaß.

— Zwei! murmelte sie im Tone des höchsten Erstaunens.

Sie hatte so lange Zeit mit einem Manne gelebt, dem Alles versagt war. War es nicht natürlich, daß Dasjenige, was dem Einen völlig mangelte, sich bei dem Andern doppelt fand? Die von der Natur außerordentlich begabten Menschen sind dies nur auf Kosten ihrer Mitmenschen. Wir haben nur Genies, weil wir auch Dummköpfe haben.

Und sie wiederholte in unwillkürlicher Bewunderung mehrere Male:

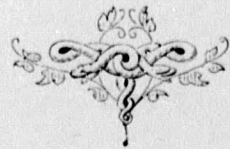
— Zwei! Zwei!

Die von der Vorsehung erhoffte Vergeltung erschien ihr jetzt in der Gestalt dieses neuartigen Janus, der sein Doppelgesicht im Beinkleide trug. Ein Glück für die Taugenichtse, daß sich Männer von Muth finden, die bereit sind, an ihrer Statt das wichtigste Stück ihrer Rüstung zu tragen. Dies galt weiland Herrn Merminod, dessen Andenken bei diesen Vergleichen schlecht wegkam. Zwei! rief die Wittve begeistert und versank in wonnige Betrachtungen.

Nun, warum denn nicht? Sie selbst war gar nicht übel und besaß nebst dem Hause einiges Vermögen. Herr von Labadens war ein Held, aber sonst nichts. Man hat oft genug gesehen, daß verdiente Militärs Wittwen zu ihrer Ehehälfte erkoren.

Als der ehemalige Hundert-Garde am nächsten Tage zur gewohnten Stunde vorbeikam, spendete ihm Frau Merminod einen sehr aufmunternden Blick. Bei einer nächsten Gelegenheit, die sie in Gesellschaft mit ihm zusammenführte, ließ sie sich ihn vorstellen und die Dinge nahmen einen günstigen Verlauf. Vier Monate später waren sie Mann und Frau. Eine ehrliche Seele wie er war, ließ Herr von Labadens seine Frau nicht länger in der Illusion, die sie genährt hatte, obgleich ihm ja Dies sehr leicht gewesen wäre. Er hätte nur mit der gewissen Laghose zu Bett gehen müssen. Ein solches Spiel schien ihm seiner unwürdig. Seine Frau gebar neun Monate später ein kräftiges Brüderpaar und da durfte der Vater mit gerechtem Stolze ausrufen:

— Zwei!





Gewohnheit.

Frau A.: „Was habe ich gelitten, als ich das erste mal meinen armen Karl täuschte!“

Frau B.: „Und nachher . . .?“

Frau A.: „Nachher? Gewöhnt man sich denn nicht an Alles?!“

A. B—t.

\*

Vor Gericht.

In einer Diebstahls-Angelegenheit wird eine dicke Dame als Zeugin aufgerufen.

— Madame, Sie befanden sich in dem Zimmer, in welches die Diebe zur Nachtzeit eingedrungen waren?

— Ja, Herr Präsident.

— Sind Sie von diesen Bösewichten mißhandelt worden?

— Nein, Herr Präsident; sie haben blos versucht, mir Gewalt anzuthun, aber da ich verheirathet bin, hat Das nichts zu bedeuten.

\*

Im Gasthose.

Ein Reisender wird um Mitternacht durch ein Geräusch von Küssen geweckt; die Zwischenwände der Gastzimmer sind so dünn, daß man das leiseste Geräusch herüberhört. Augenscheinlich ist das anstoßende Zimmer von einem Liebes- oder Ehepärchen besetzt. Das Treiben wird dem Reisenden endlich zu arg. Er klopft an die Wand und ruft hinüber:

— Meine Herrschaften, ich möchte der Taufpathe werden! . . .

\*

In der Gemälde-Ausstellung.

Zwei Herren stehen in Betrachtung des Bildnisses einer nackten Frau von sehr schönem, plastischem Effect.

— Alle Wetter! ruft der Eine, — Das ist ja Deine Frau.

— Das habe ich mir auch gesagt, entgegnet der Andere verlegen.

— Aber, wie hast Du gestatten können?

— Ich habe gar nichts gestattet . . .

Dann fügte er nach einer Weile hinzu:

— Der Maler ist mein Freund und hat nach den Schilderungen gearbeitet, die ich ihm gegeben habe.

### Alte Sünden.

Humoreske von Hermann Grabert.

Der jetzt sechzigjährige Rentier Zander aus Berlin litt seit acht Tagen an Podagra. Zudem war seine Haushälterin fort, weil es sie langweilte, ihn immer einzureiben; in einer Woche hatte er es mit sieben anderen versucht, aber umsonst. Schließlich hatte er sich den Magen verdorben und zwar zum ersten Male; denn bis dahin verdaute er ausgezeichnet. Zander war in Folge dieser Widerwärtigkeiten sehr schlechter Laune und stellte Betrachtungen über sein Leben an.

„Ich Schaf, daß ich nicht bei Zeiten geheirathet habe!“ sagte er sich. „Heute hätte ich doch Kinder, um mich zu pflegen, während ich so allein stehe und nur mit dem alten Quatschkopp Schmiedike verkehre, ohne den ich leider meine Partie Domino nicht machen kann. Doch hier hilft kein Klagen, denken wir nicht mehr daran! — Gerechter Strohsack!“ rief er plötzlich. „Was fällt mir da ein?“

Damit begann Zander in seinem Schreibtisch zu kramen und fand bald einen Brief, den ein früheres Dienstmädchen aus ihrer Heimath an ihn gerichtet hatte. Das Gefrigel lautete:

„Rübsendorf, den 15-ten Juni 1862.

Also Du willst von dem Kind nicht wissen, wo es doch von Dich ist? Aber warte! Dafür wirst Du auch mal auf dem großen Rasirmesser in die Hölle runterschliddern müssen, bis blos noch eine einzige Boulette\*) von Dich übrig bleibt!

Karoline Morchel.“

„Das arme Ding!“ seufzte Zander. „Ich habe wirklich nicht schön gegen sie gehandelt; doch der Himmel hat mich gestraft,“ setzte er hinzu, mit einer Schmerzgeberde an das Bein fassend. „Verdammte Gicht! — Und das Magenweh! — Ja, wenn 's nicht zu spät wäre, — dann — dann? Was würde ich wohl dann thun? — Nach Rübsendorf fahren. — Aber vielleicht ist 's noch Zeit. — Ich will Karline auffuchen. Ja, abgemacht: ich muß — muß meinen Fehler wieder gut machen!“

Am folgenden Tage begab sich Zander nach Rübsendorf. Dort erfuhr er, daß Karoline etwa vor zehn Jahren gestorben war und thatsächlich eine uneheliche Tochter hinterlassen hatte, die bei einem Bauer diente. Unser Rentier ging nun unversehrt dahin und traf Fräulein Grete Morchel, Gänse und Enten hütend, an. Sie war nichts weniger als hübsch, dies dicke, pausbäckige Mädchen mit dem strohfarbenen Haare.

„Wie alt bist Du?“ fragte Zander.

„Se, was geht Sie das an?“ erwiderte Grete.

„Antworte mir, mein Kind. Nur zu Deinem Besten richte ich diese Frage an Dich.“

„Nu, ich bin jetzt fünfundzwanzig.“

„Hm! Hm!“ dachte Zander, „nach meiner Berechnung müßte sie achtundzwanzig hinter sich haben.“

„Sie wollen mir wohl heirathen?“

„Ne, ne,“ entgegnete der Rentier. „Ist die naiv!“ murmelte er.

Der Bürgermeister war erst seit Kurzem in Rübsendorf

\*) Bouletten, Fleischklößchen, ein bei den Berlinern sehr beliebtes Gericht.

## Aus der Hofenwelt.



— Julie, geleiten Sie den Herrn und zünden Sie eine Kerze an!

— Wozu, Madame? im Vorzimmer bläst er sie ja doch wieder aus . . .



— Betty, was muß ich sehen! Sie sind ja . . .

— Ach, Gnädige, es ist eine böse Influenza!

und mit den Verhältnissen und Persönlichkeiten daselbst noch nicht vertraut. Er konnte also Zander nur sehr unbestimmte Auskunft geben, aber er versprach, ihm möglichst bald die amtlichen Papiere zu schicken. Und nun nahm unser Rentier Grete nach Berlin mit. Sie hatten gerade zu Mittag gegessen, als Zanders alter Spielfreund Schmiedicke erschien.

„Wer ist denn das?“ fragte dieser, die Bäuerin erblickend.

„Meine Tochter,“ gab Zander stolz zurück.

„Manu! Deine Tochter! Wo hat die denn bis jetzt gesteckt?“

„In Rübendorf, wo ich sie heimlich großziehen ließ.“

„So, so, so! — Na, sehr ähnlich sieht Dir Deine „Tochter“ nicht. Sie hat 'ne Stumpfnase, während Dein Niechorgan —“

„Schmiedicke, auf Dein Urtheil gebe ich nicht; auch verbitte ich mir alle schlechten Witze.“

„Hujo, Du bist wieder 'mal mit dem linken Fuße zuerst aufgestanden. Suche Dir einen andern Blitzableiter Deiner Laune — adchee!“

Damit zog Schmiedicke ab, und der arme Zander konnte an jenem Tage seine Partie Domino nicht machen.

„Ja, ist Grete denn auch meine Tochter?“ fragte er sich und schaute dabei das Mädchen mit ängstlichem, forschendem Blick an. „Schmiedicke hat Recht. Sie gleicht mir gar nicht; dann erinnere ich mich, daß ein Feuerwehrmann, Namens Adam, öfter bei Auguste in der Küche saß.“

Zander ward unruhig und konnte die ganze Nacht kein Auge zumachen. Am folgenden Morgen weckte er Grete, die um neun Uhr noch wie eine Katze schlief.

„Nu, Faulenzlerin,“ rief er, indem er sie schüttelte, „wo bleibt der Kaffee?“

„Der Kaffee! Du wolltest ihn mir ja an's Bett bringen, Vater.“

„Na, Das führe ich doch nicht ein. Uebrigens nenn' mir nicht mehr „Vater“; hörst Du?“

„Was?! Ich bin also nicht Deine Tochter?“

„Wird sich später zeigen. Nu, auf! auf! und ordne den Tisch zum Frühstück.“

Zander ward immer unruhiger. War Grete seine Tochter? Diese unbeantwortete Frage lauerte fortan in der Tiefe seiner Seele, wie ein Ungeheuer, welches unter den dunkeln Gewässern des Meeres einherschwimmt, formlos und unbekannt und schrecklich. Eine Woche verging, und er hatte noch immer keine Nachricht von Rübendorf. Endlich trafen die Papiere ein. Mit vor Aufregung zitternden Händen entfaltete der Rentier den Geburtschein.

„1865 geboren! Also wirklich erst fünfundzwanzig — dann ist aber auch Grete nicht meine Tochter, denn Karline kam, nach ihrem Brief, schon 1862 nieder. Doch glaub' ich des Räthfels Lösung jetzt zu wissen.“

Nun rief er Grete.

„Hatte Deine Mutter nicht noch 'ne ältere Schwester?“

„Zawohl, Vater!“

„Nenn' mir nicht mehr „Vater“! schrie Zander und packte Grete frampfhaft am Arm. „Wie hieß diese Schwester?“

„Auch Karlina, wie meine Mutter.“

„Ob ich mir's nicht dachte! Merkwürdige Idee, zwei Schwestern denselben Vornamen zu geben! Und was ward aus Deiner Tante?“

„Die starb vor Kummer und weil sie zuviel Löffelersbisen mit Speck gegessen hatte.“

„Vor Kummer? Warum?“

„Sie diente hier und ließ sich mit ihrem Herrn ein.“

„Das war ich,“ murmelte Zander.

„Als sie nu ein kleines Söhneken bekam, wollte der Herr 's nich anerkennen. „Abscheulich!“ sagte sie noch im letzten Augenblick; „der Junge kann doch blos von ihm oder von meinem Adam von der Feuerwehr sein!“

„Danke für den Vorzug. — Und das Söhneken?“

„Starb acht Tage nach seiner Mutter.“

„Da bin ich ja wieder ohne Familie. — Wer ist nu aber Dein Vater, Grete?“

„Mutter wohnte in einer einsamen Hütte vorm Dorfe. Eines Abends kam nu mal ein Jäger, der einem Hasen nachlief —“

„Schon gut,“ unterbrach der Rentier; „und mir ließeß Du glauben, Du seist meine Tochter?“

Grete schlug die Augen nieder und sprach:

„Hätt' ich gleich die Wahrheit gesagt, dann wär' ich ja nie nach Berlin gekommen.“

„O, Unschuld vom Lande!“ murmelte Zander. „Was fang' ich nu blos mit ihr an?“

Jetzt ging die Thür auf und Schmiedicke, mit dem man sich inzwischen ausgeföhnt, trat zum Domino an.

„Du hattest Recht,“ rief Zander.

„Worin?“

„Daß Grete nicht meine Tochter ist. Ich schick' sie noch heute in ihr Dorf zurück.“

Wie das Mädchen Dies hörte, fing sie an zu flennen.

„Vielleicht ist die Sache doch noch in Ordnung zu bringen,“ meinte Schmiedicke. — „Fräulein, wollen Sie sich verheirathen?“

„Mit Dir?“ rief Zander entriistet. „Du bist ja zwei Jahre älter als ich! Eine schöne Partie für so'n junges Mädchen!“

„Aber so laß mir doch ausreden, Hujo. Fräulein, wollen Sie einen netten, braven Menschen heirathen, für den — ich mir interessire?“

„So, also auch Du?“

„Na ja. — Am Hochzeitstage werd' ich den Jungen anerkennen; Du mußt aber auch was thun.“

„Was denn?“

„Sieh', ich bin nicht reich, mein August ist Tischler und könnte mit zweitausend Mark eine eigene Werkstatt anfangen. Du hast aber Geld und Grete ist doch gewissermaßen Deine Nichte.“

„Meine Nichte!“

„Linker Hand. — Hujo, Du hast gegen Karlina gefehlt und darfst ihrer Schwestertochter schon eine Mitgift geben.“

„Na, sei's drum, wenn Grete Deinen August nicht ausschlägt.“

„Ausschlagen?“

rief Fräulein Morchel.

„Is nich! Ich geh' nich mehr nach Rübsehdorf, — ich will hier in Berlin bleiben!“



### Das unerschöpfliche Thema.

Sage einer Frau die thörichtesten Dinge über ihre Schönheit, es wird sie dennoch unterhalten und ihr schmeicheln.

\*

Die Kammerzofe gestattet Dir oft weniger, als ihre Gebieterin.

\*

Es finden sich stets Männer, um eine Frau auf den unrechten Weg zu leiten, aber selten solche, die sie wieder auf den rechten Weg zurückführen.

\*

In der Liebe sind beide Geschlechter schwach.

\*

Wir müssen für den Kopfputz unserer Frauen sorgen, dafür sorgen sie für unsere Schellentappe.

\*

In der Komödie des Lebens steckt im Souffleurkasten zumeist ein Weib.

\*

So Mancher sucht in der Ehe das Paradies und findet blos die — Schlange.

Germain d'Ange.

### Das keusche Ehepaar.

(Nach der Hochzeitsnacht.)

#### Gatte.

Die meisten Mädchen, liebes Kind,  
Kommt' ich nach Herzenslust verführen.  
Bei Dir wollt' ich es auch probiren,  
Du aber warst zu keusch gesinnt;  
Ja, wärst Du nicht so keusch gewesen,  
Wie hätt' ich Dich zur Frau erlesen.

#### Gattin.

So ging mir's früher auch mit Andern, lieber Mann,  
Drum fing ich es mit Dir gleich etwas besser an.  
Leichtgläubig ließ ich mich durch Schmeicheleien fangen,  
Gab nach und ward stets hintergangen.  
Nun hab' ich es, weil mich Erfahrung klug gemacht,  
Bei unsrer Freierei weit schlauer überdacht.

A. B-t.

## Bum wohlthätigen Zweck.

Ein Scherz von N. N.

### I.

Die alte Frau Salie Böh m, die sich mit Recht rühmen durfte, das eifrigste Mitglied des israelitischen Frauenvereins zu Levisdorf zu sein, sprach im Tone lebhafter Entrüstung zu dem eleganten Moni Kraus:

— Jawohl, zehn Gulden hat er gegeben und nicht mehr!

— Das ist wenig, in der That.

— Was sagen Sie: wenig? Gar nichts ist es! sage ich Ihnen. Wenn man Jemandes „Frau Gemaaaahlin“ zur „Präsidentin“ wählt, schenkt man lumpige zehn Gulden? Paha! sage ich Ihnen.

— Ja, ja, der Herr Doktor Fleckeles ist ein sehr genauer Mann.

— Ein Schmutzian ist er! sage ich Ihnen. Als „Doktor“ hätte er doch ein wenig generöser sein dürfen. Ich hätte mindestens auf eine Fünziggulden-Note gerechnet . . .

— Seine Frau hätte es verdient, fürwahr . . .

— Nun, freilich, schon der Frau zuliebe hätte er es thun sollen, sage ich Ihnen.

— Eine sehr liebenswürdige Dame! Oh, ich bin ein großer Verehrer der schönen Frauen . . .

— Gehen Sie, Flatterhans! . . .

— Ach, diese Frau Doktor Fleckeles! Nur Eines nimmt mich von ihr Wunder . . .

— Was denn?

— Weshalb trägt sie denn . . . da es nicht mehr modern ist . . . ein so großes . . . ein so vortheilhaftes Hintertheil?

Die alte Frau Salie Böh m lächelte und sagte nach einer Weile:

— Sie trägt gar keines.

— Wirklich nicht?

— Nein! sage ich Ihnen.

— Nun, dann ist es wahrhaft phänomenal! Dann muß ich wirklich sagen: dieser Doktor Fleckeles weiß seine Frau nicht zu schätzen . . . Ich gäbe gerne hundert Gulden, wenn ich diesen „Phänomenalen“ einmal ordentlich kneipen dürfte.

Frau Böh m riß die Augen auf. Nicht ob der freien Rede des Herrn Moni Kraus war sie dermaßen verwundert, denn sie war seit langer Zeit an den vertraulichen Ton des eleganten Moni gewöhnt, der als der gefährlichste Seladon der ganzen Judengemeinde galt und sich Vieles erlauben durfte. Sie hatte die Augen aufgerissen und war nachdenklich geworden, weil ihr ein trefflicher Einfall kam.

— Reden Sie im Ernste? fragte sie.

— Aber sehr!

— Ich nehme Sie beim Worte.

— Nun, dann besuchen Sie mich morgen Nachmittag.

— Ich werde da sein.



### II.

Die wackere Frau Salie Böh m eilte stracks zur Frau Doktorin Fleckeles.

Die schöne Doktorin war in sehr trübseliger Stimmung.

— Frau Dokter, was fehlt Ihnen?

— Was mir fehlt? Sie wissen es ja, was mir fehlt, beste Frau Böh m. Mein Mann will nicht mehr spenden, als zehn Gulden und ich schäme mich dessen.

— Die Sache wird einen sehr peinlichen Eindruck machen.

— Ich bin entschlossen, meine Stelle zurückzulegen.

— Dann wird Frau Reizenstein gewählt.

— Nein, nur Die nicht! Meine böseste Feindin und Neiderin . . .

— Es wird doch so geschehen . . .

— Was soll ich thun? . . . was soll ich anfangen?

— Ich selbst habe kein Geld; mein Mann ist so knauserig.

— Ich wüßte Rath zu schaffen.

— Reden Sie, meine beste Frau Böh m.

— Sie können ohne Mühe zu hundert Gulden gelangen.

— Wie denn?

Frau Böh m erzählte der schönen Frau den Antrag des eleganten Moni. Die Frau Doktorin war anfänglich entsetzt; aber die alte Frau Böh m entwickelte eine solche Beredtsamkeit

und betheuerte so eindringlich, daß kein Mensch es erfahren soll, daß sie anwesend sein und keine Unschicklichkeit dulden werde; sie schilderte in so lebhaften Farben den Triumph, den die Doktorin mit der Spende von hundert Gulden erringen werde, daß Letztere sich endlich einverstanden erklärte.

— In Gottes Namen! Ich will es thun . . . um des wohlthätigen Zweckes willen.

### III.

Der freundliche Leser mag uns die Schilderung der Vorbereitungen erlassen. Am folgenden Tage fanden sich die drei handelnden Personen dieses intimen Lustspiels in dem Hause der Frau Böhm zusammen. Nach einer letzten kleinen Burede der alten Frau stellte sich die schöne Doktorin in die entsprechende Positur und der elegante Moni näherte sich ihr mit möglichster Unbefangtheit. Ihm leuchtete der „Phänomenale“ in seiner ganzen Pracht entgegen.

Der elegante Moni näherte seine zitternde Hand und begann ihn zu streicheln.

Frau Böhm wandte kein Auge von der denkwürdigen Scene. Moni streichelte den „Phänomenalen“ einmal, zweimal, dreimal. Die arme Doktorin hielt still wie ein Opferlamm und ließ es ruhig geschehen.

Da verlor die alte Frau Böhm die Geduld und rief:

— So kneipen Sie doch endlich!

Moni aber erwiderte mit unbeschreiblicher Eleganz:

— Nein, meine Damen, ich bringe es nicht über das Herz; „er“ ist zu schön! . . .

Sprach's und ging von dannen.

### Hilferuf.

Als auf dem Hausflur ein Gardist  
Die wunderschöne Clara küßt,  
Ruft sie: „Ihr Heiligen und Frommen,  
O rettet mich!“ — und scheint beklommen,  
Das nenn' ich Schlanheit, feinen Sinn;  
Denn riefte sie die Nachbarin,  
So wäre die vielleicht gekommen.

A. B. t.

### Rose.

Die Geschichte einer Bauernmagd.

Von Guy de Maupassant.

(Schluß.)

### II.

Und nun begann für Rose ein Leben voll unablässiger Qual. Sie arbeitete wie eine Maschine, ohne sich darum zu kümmern, nur immer mit der fixen Idee im Kopfe: „Wenn man es erführe!“

Diese fortwährende Besessenheit raubte ihr dermaßen jede Fähigkeit zu denken, daß sie gar nicht nach Mitteln forschte, dieser öffentlichen Schmach zu entgehen, welche sie kommen und mit jedem Tage sich nähern fühlte, unabwendbar und sicher wie der Tod.

Jeden Morgen erhob sie sich von ihrem Lager viel früher als die Anderen und betrachtete mit verbissener Ausdauer ihren Leib in einem Stück Spiegelglas, um zu sehen, ob nicht heute der Tag sei, an welchem man ihren Zustand wahrnehmen würde.

Während des Tages unterbrach sie jeden Augenblick ihre Arbeit, um sich von oben bis hinab zu betrachten, ob nicht der Umfang ihres Leibes zu stark die Schürze hebe.

Die Monate vergingen. Rose redete fast nichts mehr; fragte man sie etwas, so begriff sie nicht und horchte nur mit verstärkter Miene und zitternden Händen, so daß ihr Herr ihr sagte:

— Mein armes Mädchen, wie dumm bist Du seit einiger Zeit geworden!

In der Kirche verbarg sie sich hinter einem Pfeiler und wagte nicht mehr zur Beichte zu gehen, weil sie die Begegnung mit dem Pfarrer fürchtete, dem sie eine überirdische Macht zuschrieb, kraft deren er in den Seelen zu lesen vermöge.

Bei Tische glaubte sie unter den Blicken ihrer Gefährten vor Angst vergehen zu müssen; sie bildete sich fortwährend ein, der Kuhhirt habe ihr Geheimniß entdeckt; es war dies ein kleiner, frühreifer, verschmitzter Bursche, dessen funkelnde Augen sie nicht verließen.

Eines Morgens brachte der Postbote ihr einen Brief. Sie hatte noch niemals einen solchen erhalten und war dermaßen verstört, daß sie sich auf einen Sessel niederlassen mußte. Der Brief war vielleicht von ihm? Da sie nicht lesen konnte, saß sie beklommen, zitternd, mit dem Briefe da. Sie schob das Papier in die Tasche, weil sie ihr Geheimniß Niemandem anzuvertrauen wagte. Und von da ab unterbrach sie sich jeden Augenblick in der Arbeit, um diese in gleichmäßigen Abständen auf einander folgenden Zeilen zu betrachten, unter welche eine Unterschrift gesetzt war. Sie hegte die unbestimmte Hoffnung, daß sie plötzlich den Inhalt dieses Schreibens errathen würde. Endlich, als sie vor Angst und Unruhe schier den Verstand verloren hatte, suchte sie den Schulmeister auf, der sie setzen hieß und Folgendes las:

„Meine Tochter! Durch diesen Brief sollst Du erfahren, daß ich sterbenskrank bin. Unser Nachbar, der Herr Amtschreiber ist so gefällig, Dir zu schreiben und Dich in meinem Namen schleunigst heimzuberufen.“

Rose sagte kein Wort und ging ihres Weges; aber auf der Straße angekommen, ward sie von ihren Kräften verlassen und sank am Wegrande zu Boden. Hier blieb sie bis zum Einbruche der Nacht.

Nach dem Pachtthofe heimgekehrt, erzählte sie dem Pächter ihr Unglück. Er willigte sogleich ein, daß sie zu ihrer Mutter eile und dort bleibe so lange sie wolle; ihre Arbeit wolle er inzwischen durch eine Tagelöhnerin verrichten lassen und wenn sie wiederkäme, wolle er sie gerne wieder in seine Dienste nehmen.

Sie traf ihre Mutter sterbend; die arme Alte starb noch an demselben Tage. Am nächsten Morgen gebar Rose ein Siebenmonat-Kind, ein abscheuliches, kleines Skelet, das fortwährend zu leiden schien, weil es unablässig die fleischlosen Händchen zusammenballte.

Aber es blieb am Leben.

Sie erzählte, daß sie verheirathet sei, jedoch für das Kind nicht sorgen könne. Sie ließ es bei gutherzigen Nachbarn zurück, die ihr versprochen, sich des Kleinen anzunehmen.

Dann kehrte sie nach dem Pachtthofe, zu ihrem Dienstherrn zurück.

In ihrem so lange gemarterten Herzen ging jetzt gleichsam eine Morgenröthe auf, eine ihr bisher fremde Liebe für das kleine, gebrechliche Wesen, das sie in ihrem Heimathsdorfe zurückgelassen hatte. Und diese Liebe selbst war ein neues Leid, ein Leid, das sie keine Stunde, keine Minute verließ, weil sie von diesem geliebten Wesen getrennt war. Ein wahnsinniges Verlangen verzehrte sie, es zu Herzen, in ihre Arme zu schließen, diesen mageren, elenden Körper an ihr eigenes Fleisch zu zu drücken. Sie fand des Nachts keinen Schlaf und dachte den ganzen Tag an das Kind. Des Abends, nach beendigter Arbeit, setzte sie sich ans Herdfeuer und starrte in die Gluth nach Art der Leute, deren Gedanken in der Ferne weilen.

Sie trieb es so, daß man von ihr zu reden begann; man scherzte über den Geliebten, den sie haben mochte; man fragte sie, ob er schön, groß, reich sei, wann die Hochzeit gefeiert, wann die Taufe stattfinden würde? Sie entfloh vor diesen Spottreden, um einsam zu weinen, denn solche Fragen drangen ihr gleich Nadelstichen in die Haut.

Um in all' dem Ungemach Zerstreung zu suchen, stürzte sie sich mit einer wahren Wuth in die Arbeit und da sie immerfort an ihr Kind dachte, wollte sie möglichst viel Geld für daselbe erwerben. Sie war entschlossen so viel zu arbeiten, daß man gezwungen sein würde, ihren Lohn aufzubessern. Allmählig raffte sie alle Arbeit an sich und setzte es durch, daß eine Magd entlassen wurde, weil dieselbe überflüssig geworden, seitdem Rose für Zwei räckerte. Sie sparte am Brode, am Del, an den Kerzen, am Viehfutter, welches — wie sie sagte — allzu reichlich aufgestreut wurde. Sie geizte mit dem Gelde ihres Dienstherrn, als ob es ihr eigenes wäre. Durch wohlfeile Einkäufe und vortheilhafte Verkäufe, wobei sie alle Listen der Bauern übertrumpfte, riß sie alle Käufe und Verkäufe an sich; die Leitung der Arbeiten, die Verwaltung der Vorräthe wurde ihr übertragen. Binnen kurzer Zeit hatte sie sich unentbehrlich zu machen gewußt. Sie übte eine so strenge und wirksame Aufsicht aus, daß die Wirthschaft auf dem Pachtthofe unter ihrer Leitung augenscheinlich gedieh. Sieben Meilen in der Runde sprach man von der Magd des Pächters Vallin und dieser selbst stand nicht an zu erklären: „Diese Magd ist Gold werth!“

Indeß ging die Zeit dahin und ihr Lohn blieb der nämliche. Man nahm ihre Kraftleistungen hin wie etwas, wozu jede Magd verpflichtet sei; und sie dachte nicht ohne Bitterkeit daran, daß der Pächter dank ihrer Ergebenheit monatlich um 50 bis 100 Thaler mehr einnehme, während sie nach wie vor bei ihrem Jahreslohn von 240 Franken blieb.

Sie beschloß eine Lohnaufbesserung zu verlangen. Dreimal suchte sie den Herrn auf und jedesmal redete sie von was Anderem. Sie empfand eine Art Scheu Geld zu fordern, als ob dies eine schmählische Handlung wäre. Eines Tages endlich, als der Pächter allein in der Küche beim Frühstück saß, sagte sie ihm mit verlegener Miene, daß sie mit ihm unter vier Augen zu reden wünsche. Er hob den Kopf und schaute die Magd überrascht an. Unter diesem Blicke schlug sie verwirrt die Augen nieder und verlangte stammelnd einen Urlaub von

acht Tagen. Sie wolle nach ihrem Heimathsdorfe gehen und ein wenig ausruhen, weil sie sich nicht recht gesund fühle.

Er bewilligte ihr sogleich die acht Tage und sagte:

— Auch ich werde mit Dir zu reden haben, wenn Du zurückkehrst.

### III.

Das Kind war bald acht Monate alt und sie erkannte es nicht wieder. Es war ganz rosig und wohlbeleibt, einem Stück lebendigen Fettes gleichend. Sie warf sich mit einer fast thierischen Gier auf das Kind, wie auf eine Beute und küßte es so stürmisch ab, daß das Kleine vor Furcht zu heulen begann. Und nun fing auch sie zu flennen an, weil das Kind sie nicht erkannte und die Händchen nach seiner Amme ausstreckte.

Doch schon am nächsten Tage gewöhnte sich das Kleine an ihr Gesicht und lachte sie an. Sie trug es in das Freie hinaus, lief mit ihm durch die Felder, setzte sich mit ihm in den Schatten der Bäume, erzählte ihm, als ob es sie verstünde, allen Kummer, alle Noth, alles Herzleid, das sie seinet halben erduldet hatte, und küßte und herzte es dabei, daß dem armen Kindlein schier der Athem verging.

Es war ihr eine unsagbare Freude, das Kleine mit ihren Händen zu bearbeiten, zu waschen, anzukleiden. Sie betrachtete es von Zeit zu Zeit in stummer Verwunderung, daß Dies ihr gehören solle.

Die acht Tage waren schnell verflossen. Sie trennte sich schwer von ihrem Kinde und trat laut schluchzend den Rückweg nach dem Pachtthofe an. Kaum zurückgekehrt, ward sie von ihrem Dienstherrn auf dessen Stube gerufen. Sie begab sich dahin, sehr verwundert und sehr bewegt, ohne selbst zu wissen, weshalb.

— Setze Dich! sprach der Pächter.

Sie setzte sich und nun saßen sie eine Weile neben einander, stumm, verlegen, mit hängenden Armen, das Eine rechts, das Andere links schauend, ganz nach Art der Bauern.

Der Pächter, ein dicker Mensch von 45 Jahren, zweimal verwittwet, heiter und eigensinnig, befand sich jetzt in augenscheinlicher Verlegenheit, die ihm sonst wenig eigen war. Endlich entschloß er sich und begann zögernd zu reden, dabei zum Fenster hinaus, auf die Felder schauend.

— Rose, sagte er, hast Du niemals daran gedacht, Dich seßhaft zu machen?

Sie ward leichenblaß. Als er sah, daß sie ihm nicht antwortete, fuhr er fort:

— Du bist ein ordentliches, fleißiges und sparsames Mädchen, ein Weib wie Du wäre ein Glück für einen Mann.

Sie saß noch immer stumm und unbeweglich da. Sie suchte den Sinn dieser Worte gar nicht zu erfassen; ihre Gedanken wogten kraus durcheinander, wie bei der Annäherung einer großen Gefahr. Er wartete noch eine kurze Weile, dann fuhr er fort:

— Eine Wirthschaft ohne Wirthin gedeiht nicht recht, selbst mit einer solchen Magd nicht, wie Du bist.

Und nun schwieg er, weil er nichts mehr zu sagen wußte. Rose aber betrachtete ihn mit der entsetzten Miene eines Menschen, der sich einem Mörder gegenüber glaubt und jeden Augenblick bereit ist, die Flucht zu ergreifen.

Nach Verlauf von fünf Minuten fragte er :

— Nun, ist's Dir recht?

Sie entgegnete mit blödem Gesichte :

— Was denn, Herr?

— Nun, mich zu heirathen! plägte er los.

Mit einem Rucke richtete sie sich auf, dann sank sie wie gebrochen gleich wieder auf den Stuhl zurück, wo sie unbeweglich sitzen blieb, wie Einer, den ein schweres Unglück betroffen.

Der Pächter verlor die Geduld und rief :

— Was willst Du denn eigentlich?

Sie schaute ihn bestürzt an; dann brachen ihre Thränen hervor und sie sagte schluchzend :

— Ich kann nicht . . . ich kann nicht! . . .

— Warum nicht gar? Sei nicht dumm! Ich gebe Dir bis morgen Bedenkzeit.

Und er ging hinaus, ordentlich froh, daß er die Sache los hatte, und gar nicht daran zweifelnd, daß die Magd am folgenden Tage seinen Antrag annehmen würde, der für sie eine unverhoffte Versorgung, für ihn ein ausgezeichnetes Geschäft bedeutete, da er ein Weib gewann, das ihm mehr werth war, als die schönste Mitgift, die er hoffen konnte.

Ein Bedenken wegen Mißverhältnisses der Stände konnte es da nicht geben. Auf dem Lande sind Alle gleich. Der Pächter arbeitet geradeso wie sein Knecht, der eines Tages ebenfalls Pächter zu werden hofft; und es kommt alle Tage vor, daß eine Magd zur Wirthin auf dem Pachtthofe wird, ohne daß Dies in ihrem Leben oder in ihren Gewohnheiten eine Aenderung herbeiführen würde.

Rose ging diese Nacht nicht zu Bette. Sie sank erschöpft auf ihr Lager hin und blieb da sitzen, unbeweglich, verstört, als ob ihr Jemand alle Glieder im Leibe zerschlagen hätte. Nur dann und wann vermochte sie einige Gedanken zu sammeln und dann war sie entsetzt darüber, was da kommen konnte.

Zimmer mehr wuchs ihre Angst und jedesmal, wenn in der nächtlichen Stille des Hauses die große Uhr der Küche die Stunde schlug, trat ihr der kalte Schweiß auf die Stirne.

Jetzt erlosch die Kerze. Rose saß nun im Dunkel da und das Wirrsal ihrer Gedanken verwandelte sich in einen wüsten, bösen Traum. Sie sah das böse Schicksal kommen, wollte fliehen und fand nicht die Kraft, auch nur die geringste Bewegung zu machen. Draußen krächzte eine Nachttaube. Rose bebte zusammen; sie richtete sich auf, fuhr sich mit den Händen über das Gesicht und betastete sich den Körper wie eine Wahnsinnige; dann kletterte sie, schwankend wie eine Nachtwandlerin, die Holzstiege hinab, die von ihrer Kammer in die Küche führte. Im Hofe angekommen, schlich sie längs der Mauern dahin, um nicht von irgend einem herumstreichenden Knechte bemerkt zu werden; denn der Mond beleuchtete weit hin die Landschaft. Anstatt den Thorschranken zu öffnen, erklimmte sie die Böschung des Grabens, der den Hof umgab. Dann, einmal im Freien, begann sie zu laufen, geradeaus vor sich hin, mit elastischen und flüchtigen Schritten, von Zeit zu Zeit unwillkürlich einen wilden Schrei ausstoßend. Am Boden rannte ihr übermäßig langer Schatten neben ihr einher; zuweilen umkreiste ein Nachtvogel ihr Haupt. Die Hunde der Pachtthöfe begannen zu bellen, als sie sie vorbeihuschen sahen; einer derselben sprang über die Hecke und verfolgte sie mit

wüthendem Gebell; doch sie wandte sich um und heulte das Thier an, daß es mit entsetzlichem Gewinsel Kehrt machte und entfloh . . .

Die Stunden der Nacht enteilten. Am Horizont erhellte sich der Himmel; der Tag brach an. Rose keuchte erschöpft und als das Morgenroth den Himmel färbte, hielt sie inne.

Ihre angeschwellenen Beine versagten ihr den Dienst. Sie bemerkte einen großen Teich, dessen stilles, schlummerndes Wasser im rothen Widerschein des jungen Tages Blut zu sein schien. Sie setzte sich am Rande des Weihers auf ein Grasbüschel, zog ihre mit Sand gefüllten, schweren Schuhe aus, entledigte sich der Strümpfe und steckte die nackten Beine bis an die Kniee in das Wasser.

Eine köstliche Kühle durchströmte ihren Körper von den Fersen bis zur Brust. Und während sie starr in das dunkle Wasser blickte, erfaßte sie ein plötzlicher Schwindel, ein wüthendes Verlangen, sich ganz darin zu versenken. Dann wäre alle Noth und Dual zu Ende; sie dachte nicht mehr an ihr Kind; sie wollte Frieden, Ruhe, Schlaf. Sie richtete sich auf und that mit erhobenen Armen zwei Schritte vorwärts. Sie stand jetzt bis an den Schenkeln im Wasser und schon wollte sie sich hineinstürzen, als ein heftiges Stechen und Zucken an den Knöcheln sie nöthigte zurückzuweichen. Sie stieß einen verzweifelten Schrei aus, denn ihre Beine waren von den Knien bis zu den Fußzehen mit langen, schwarzen Blutegeln bedeckt, die an ihrem Fleische klebten und an ihrem lebendigen Blute saugten. Sie wagte nicht daran zu rühren und heulte vor Entsetzen. Ihr verzweifeltes Geschrei zog einen Bauer herbei, der in einiger Entfernung mit seinem Karren vorbeifuhr. Er riß die Blutegel, die eben erst angelegt hatten, einen nach dem andern los, preßte frisches Gras auf die Bißwunden und brachte die Dirne nach dem Pachtthofe ihres Herrn zurück.

Rose lag acht Tage im Fieber zu Bett und an dem Morgen, als sie sich wieder erheben konnte und sich vor der Küchentür auf ein Bänkchen niederließ, sah sie plötzlich ihren Dienstherrn vor ihr erscheinen.

— Nun, ist's abgemacht? fragte er.

Sie antwortete nicht sogleich; dann, als sie sah, daß er nicht von der Stelle wich, sagte sie :

— Nein, Herr, ich kann nicht!

Der dicke Pächter gerieth in Zorn.

— Du kannst nicht, Dirn, Du kannst nicht? Warum denn nicht?

Sie begann zu weinen und wiederholte :

— Ich kann nicht!

Er musterte sie von oben bis unten und schrie ihr ins Gesicht :

— Du hast also einen Liebhaber?

Zitternd vor Scham erwiderte sie, ohne zu wissen was sie sagte :

— Vielleicht ist es so.

Der Mann war roth vor Wuth und schrie :

— Du gestehst es noch, Nichtsnutz! Wer ist's? Irgend ein Habenicht's, ein Thunichtgut, ein Landstreicher? Wer ist's? Sprich! Und da sie noch immer schwieg, rief er :

— Du willst nicht? Nun, so werde ich es Dir sagen. Es ist der Jean Baudu!

— Nein, nicht Der.

— Also der Pierre Martin!

— Oh nein, Herr!

Und er nannte wie toll alle Bursche der Umgegend her und sie sagte nur immer „Nein“ und trocknete sich die Augen mit dem Zipfel ihrer Schürze. Aber er suchte noch immer, halsstarrig wie ein Thier; er wollte ihr durchaus ihr Geheimniß entreißen und rief endlich:

— Aha, es ist Jacques, der Knecht vom vorigen Jahr! Man sagte ohnehin, daß er mit Dir ging und daß ihr euch versprochen hättet!

Rose drohte zu ersticken; alles Blut strömte ihr in die Wangen; ihre Thränen versiegteten mit einem Male.

— Nein, nicht er ist's! schrie sie wüthend und voll Entrüstung.

— Ist Das auch wahr? fragte der verschlagene Bauer, der die Wahrheit zu wittern begann.

— Ich schwöre es Euch, stieß sie hervor.

— Aber er lief Dir ja in alle Winkel nach und bei Tische verzehrte er Dich mit den Augen! Hast Du ihm die Treue gelobt?

Sie blickte ihrem Gebieter fest ins Gesicht und sagte:

— Nein, Herr, niemals! Und wenn er heute käme, um mich zum Weibe zu verlangen, ich würde ihm die Thüre weisen.

Sie sagte Das mit so aufrichtigem Gesichte, daß der Pächter schwankte. Doch fuhr er fort, gleichsam mit sich selber sprechend:

— Nun, was denn? Es ist Dir doch kein Unglück widerfahren, man hätte es sonst erfahren müssen. Und da die Sache weiter keine Folgen hatte, ist es unsinnig von Dir, Deinen Herrn abzuweisen.

Sie schwieg; die Beklemmung schnürte ihr die Kehle zu.

— Du willst denn nicht? fragte er noch einmal.

— Ich kann nicht, Herr! sagte sie.

Er drehte ihr den Rücken und ging.

Sie glaubte ihn nun los zu haben und verbrachte den Rest des Tages ziemlich ruhig, aber dermaßen erschöpft, als wäre sie den ganzen Tag an den langen Arm des Dreschgöppels gespannt gewesen.

Mit Anbruch des Abends ging sie zu Bette und schlief sogleich ein.

Um Mitternacht ward sie durch zwei Hände erweckt, die an ihrem Bette herumtasteten. Sie fuhr erschreckt empor, doch erkannte sie sogleich die Stimme des Pächters, der ihr sagte: „Erschrick nicht; ich bin gekommen, um mit Dir zu reden.“ Sie war anfänglich sehr erstaunt; dann, als er an ihre Seite zu kommen trachtete, begriff sie, was er hier suchte und sie begann heftig zu zittern; denn sie fühlte sich allein und verlassen in dieser Finsterniß, noch schlaftrunken, nackt in ihrem Bette, in der Nähe eines Mannes, der Verlangen nach ihr trug. Sie willigte nicht ein, aber sie leistete nur schwachen Widerstand, denn sie kämpfte selbst gegen den Trieb, der bei diesen einfachen Naturkindern immer mächtiger ist. Sie drehte den Kopf hin und her, um den Liebkosungen des Pächters zu entgehen, und sie wand sich unter der Bettdecke. Doch betäubt von seinem Verlangen wurde der Pächter brutal und warf die Decke zurück. Sie fühlte ihre Widerstandskraft schwinden.

Der Pächter blieb die Nacht da und kam in den folgenden Nächten wieder.

Sie lebten zusammen.

Eines Morgens sagte er ihr: „Ich habe das Aufgebot verkünden lassen; im nächsten Monate halten wir Hochzeit.“

Sie schwieg. Was konnte sie auch dawider sagen oder thun?

#### IV.

Sie ward kein Weib. Ihr war, als wäre sie in eine tiefe Grube gefallen, aus der es kein Entrinnen gibt und als hingen allerlei Mißgeschicke über ihrem Haupte, gleich Felsen, die jeden Augenblick herniederstürzen konnten. Ihr Gatte dünkte ihr ein Mann, den sie bestohlen hatte und der diesen Diebstahl heute-morgen entdecken konnte. Dann dachte sie an ihr Kind, die Ursache all' ihres Ungemachs und zugleich all' ihrer Freude auf Erden.

Zweimal des Jahres ging sie nach ihrer Heimath, um das Kindlein zu sehen und jedesmal kam sie trauriger zurück.

Doch mit der Zeit und Gewohnheit milderte sich ihre Angst: sie lebte ruhiger; nur eine unbestimmte Furcht schwebte am Grunde ihres Herzens.

Jahre vergingen; das Kind erreichte das sechste Lebensjahr. Sie lebte jetzt fast glücklich, als mit einem Male die Stimmung des Pächters eine unfreundliche zu werden begann.

Schon seit zwei Jahren schien er im Geheimen irgend eine Unruhe, eine Sorge zu nähren, die jetzt allmählig wuchs und sich immer deutlicher bemerkbar machte. Er verblieb nach dem Essen lange bei Tische, den Kopf auf beide Hände gestützt, trüb und düster, von innerem Kummer verzehrt. Seine Rede war jetzt lebhafter, manchmal brutal und es schien, als hätte er einen Hintergedanken gegen sein Eheweib, denn er antwortete ihr manchmal hart, ja zornig.

Eines Tages kam der Junge einer Nachbarin, um Eier zu entlehnen. Da sie dringliche Hausarbeiten hatte, fuhr sie den Jungen barsch an. In diesem Augenblicke kam ihr Mann hinzu und sagten in hämischen Tone:

— Wäre es Dein Kind, Du würdest es nicht so unfreundlich behandeln.

Sie ward von diesen Worten völlig betroffen und fand nichts zu erwidern. Von neu erwachender Angst gefoltert kehrte sie ins Haus zurück.

Bei dem Mittagessen redete der Bauer nicht zu ihr und schaute sie nicht an. Er schien ihr zu grollen, ihr etwas nachzutragen.

Sie verlor den Kopf und wagte nicht mit ihm allein zu bleiben; sie entfloh und lief bis zur Kirche.

Die Nacht brach herein; das schmale Schiff des Gotteshauses war dunkel; nur ein schleichernder Schritt schlürfte vor dem Altar dahin; es war der Küster, der für die Nacht die Lampe des Tabernakels vorbereitete; dieses zitternde Licht erschien Rose wie ein letzter Hoffnungsstrahl und sie sank in frommer Andacht auf die Kniee.

Der Küster begab sich jetzt zum Glockenstrang und läutete das Angelus. Der Schall der Glocke drang silberhell durch die in der Abenddämmerung daliegende Landschaft.

Als her Kirchendiener an Rose vorbeikam, redete sie ihn an.

— Ist der Herr Pfarrer zuhause? fragte sie.

— Ich glaube wohl, lautete die Antwort; — er geht beim Angelus-Läuten zu Tische.

Sie eilte ins Pfarrhaus. Der Priester setzte sich eben zu Tische. Er hieß sie sogleich Platz nehmen und sagte:

— Ja, ja, ich weiß, was Euch zu mir führt; Euer Gatte hat mir schon davon gesprochen.

Das arme Weib glaubte vergehen zu müssen. Der Priester fuhr fort:

— Was wollen Sie, mein Kind?

Dabei goß er einen Löffel Suppe nach den anderen hinunter.

Rose brachte kein Wort hervor. Nachdem sie eine Weile stumm dagesessen, erhob sie sich wieder.

— Muth, Muth, mein Kind! sagte der Priester.

Dann ging sie. Sie kehrte nach dem Pachtthofe zurück, ohne zu wissen was sie that. Der Pächter erwartete sie schon; die Arbeiter waren inzwischen fortgegangen. Sie sank vor ihm schwer zu Boden und rief schluchzend.

— Was hast Du denn gegen mich?

Er begann zu fluchen und schrie:

— Was ich gegen Dich habe? Daß ich keine Kinder bekomme! Wenn man ein Weib nimmt, will man doch nicht immer zu Zweien bleiben. Das ist's, was ich gegen Dich habe. Nun weißt Du es! Wenn eine Kuh keine Kälber wirft, so taugt sie nichts. Wenn ein Weib keine Kinder gebärt, so taugt sie nichts.

Sie weinte und stammelte wiederholt:

— Es ist nicht meine Schuld! es ist nicht meine Schuld!

Er ward ein wenig ruhiger und entgegnete:

— Ich sage das nicht, aber es verdriest mich dennoch!

V.

Von diesem Tage angefangen hatte Rose nur einen Gedanken: ein Kind zu bekommen, ein anderes Kind. Und diesen Wunsch vertraute sie aller Welt an.

Eine Nachbarin rieth ihr ein Mittel; sie solle ihrem Manne jeden Abend ein Glas Wasser mit einer Prise Asche darin zu trinken geben. Der Pächter war einverstanden, aber das Mittel fruchtete nichts.

Sie sagten sich: „Vielleicht gibt es da Geheimnisse“. Und sie gingen sich erkundigen. Man wies sie an einen Hirten, der in einer Entfernung von etwa zehn Meilen wohnte. Eines Tages ließ Vetter Vallin anspannen und fuhr zu dem Hirten, um sich da Rath's zu erholen. Der Hirt übergab ihm ein Brot, in welches er verschiedene Kräuter eingeknetet hatte. Von diesem Brote sollten der Pächter und sein Eheweib des Nachts vor und nach ihren Liebesungen ein Stück essen.

Das ganze Brot war bald aufgezehrt, ohne die gewünschte Wirkung herbeizuführen.

Ein Dorfschulmeister enthüllte ihnen Geheimnisse des Liebeslebens, die unter dem Landvolke unbekannt waren und die — wie er behauptete — unfehlbar zum Ziele führen würden. Aber auch diese Mittel fruchteten nichts.

Der Pfarrer rieth ihnen eine Wallfahrt zum heiligen Blute von Fécamp. Rose pilgerte mit der gläubigen Menge nach dieser Abtei und flehte zum Heiland, sie noch einmal fruchtbar zu machen. Auch dies war vergebens; und nun bildete sie sich ein, sie sei für ihren ersten Fehltritt gestraft worden und eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich ihrer. In ihrem Kummer verfiel sie zusehends und auch ihr Mann alterte und verkümmerte in seinem vergeblichen Hoffen.

Und nun brach der Hader zwischen ihnen los. Er beschimpfte und prügelte sie. Den ganzen Tag zankte er mit ihr und wenn sie des Abends zu Bette gingen, überhäufte er sie mit unfläthigen Beschimpfungen.

Eines Nachts endlich, als er nicht mehr wußte, was er erfinden solle, um sie zu martern, gebot er ihr, aufzustehen und bis zum Morgen im Regen vor der Hausthür zu stehen. Da sie nicht gehorchen wollte, faßte er sie am Halse und schlug sie mit der Faust ins Gesicht. Sie sagte nichts und rührte sich nicht. Dies brachte ihn vollends außer sich; er kniete auf ihren Bauch und begann sie zu würgen. Dies ward ihr zu viel; mit einem mächtigen Ruck schleuderte sie ihn bis zur Wand zurück, setzte sich im Bette auf und sagte zähneknirschend:

— Ich habe ja ein Kind, Erbärmlicher! Ich habe es von Jacques, dem Knechte, der mir die Ehe versprochen und mich dann verlassen hat.

Der Mann lag maßlos betroffen da, als er diese Worte vernahm. Endlich stammelte er:

— Was sagst Du? was sagst Du?

Nun begann sie zu schluchzen und unter reichlichen Thränen brachte sie mühsam die Worte hervor:

— Darum hatte ich nicht Dein Weib werden wollen! Ich konnte es Dir doch nicht sagen. Du hättest mich verjagt und ich wäre sammt meinem Kleinen elendiglich verhungert. Du aber hast kein Kind, denn Du kannst nichts . . .

In immer wachsendem Erstaunen wiederholte er mechanisch:

— Du hast ein Kind? Du hast ein Kind?

Sie aber wiederholte:

— Du hast mir Gewalt angethan; ich wollte Dich nicht . . . und ich wollte nicht Dein Weib werden . . . Du wirst es wohl wissen? . . .

Jetzt stieg er vom Bette, zündete die Kerze an und begann, die Hände auf den Rücken gekreuzt, in der Stube hin- und herzugehen. Dann blieb er vor ihr stehen und fragte: „Meine Schuld ist's also, daß wir keines bekamen?“ Sie schwieg. Er lief wieder eine Weile umher, dann fragte er: „Wie alt ist es denn, Dein Kind?“

— Bald sechs Jahre, murmelte sie.

— Warum hast Du es mir nicht gesagt?

— Konnte ich denn? seufzte sie.

Er stand eine Weile unbeweglich da.

— Steh auf! sagte er dann seinem Weibe.

Sie richtete sich mühsam auf; dann, als sie, an die Mauer gelehnt dastand, begann er zu lachen, mit seinem plumpen, gutmüthigen Lachen von ehemals; und weil er sie verstört und rathlos dastehen sah, fügte er hinzu: „Nun wohl, wir werden es abholen, dieses Kind, da wir selber keines mit einander haben.“

Sie war von diesen Reden dermaßen betroffen, daß sie sicherlich die Flucht ergriffen hätte, wenn ihr die Kräfte nicht versagt hätten. Doch der Pächter rieb sich die Hände und brummte:

— Ich wollte eines an Kindesstatt annehmen, nun haben wir es gefunden. Ich hatte mit dem Pfarrer gesprochen, daß er mir ein Waisenkind suche.

Dann fiel er lachend über sein Weib her und küßte es ab. Und da sie ganz blöb sich Alldies gefallen ließ, rief er:

— Vorwärts, Mutter, laß einmal sehen, ob noch etwas Suppe da ist? Ich möchte jetzt einen ganzen Topf voll essen!

Sie warf einen Rock über und sie stiegen in die Küche hinab; und während sie, auf den Knien liegend, unter dem Kessel Feuer machte, ging der Bauer in der Küche mit langen Schritten hin und her und brummte:

— Meiner Treu, mir ist es ganz recht; da wir selbst keines haben, ist es mir auch so ganz recht! . . .

konkret an



A. Siebenfr.

BUDAPEST

VERLAG  
C. CRIMM

Erscheint in 18 Hefter. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. = 90 Pf.

... .. 90 Pf.

Im Verlage von  
**Gustav Grimm in Budapest**

ist soeben erschienen  
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen :

## Witz, Humor, Satyre.

Ein heiteres Lexikon

unter Mitwirkung vieler Humoristen herausgegeben

von

**JEAN QUIRIT.**

(Redacteur des „Caviar“.)

Zwei starke Bände im Umfange von **80 Bogen** || **1280 Seiten** feinsten  
Ausstattung; in Umschlag mit Titelzeichnung von **G. Sieben** kosten beide Bände broschirt  
**8 Mark = fl. 4 ö. W.** In zwei elegante Leinwandbände mit Farbendruck gebunden  
**10 Mark = fl. 5 ö. W.**

„Witz, Humor, Satyre“ bildet eine humoristische Encyclopädie in alphabetischer Ordnung  
enthält alles Gute auf dem Gebiete der

Anekdoten, Witze, Aphorismen, Aperçus, feinen Pikanterie  
in Prosa und in Versen, mit dem Grundsatz: Alles gute Neue und von Bekanntem das Vorzüglichste.

Ferner ist in gleichem Verlage soeben erschienen und durch jede Buchhandlung  
zu beziehen :

## Pariser Nächte. | Wie man in Paris liebt.

Aus dem Französischen übersetzt

von

**A. Schwarz.**

Mit Illustrationen.

Preis 1 Mark = 60 kr. ö. W.

Aus dem Französischen übersetzt

von

**A. Schwarz.**

Mit Illustrationen.

Preis 1 Mark = 60 kr. ö. W.